

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn  
Arnold v. Tiedeböhl in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, Qu. 20, zu richten.

# Baltische Monatschrift.

Herausgegeben  
von  
Arnold v. Tiedeböhl.

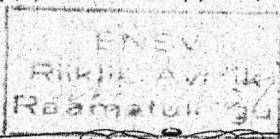
Fünfunddreißigster Jahrgang.  
XL. Band.  
2. Heft.

## Inhalt.

	Seite
Tocqueville, Thaine und Sorel in ihrer Stellung zum ancien régime . . . . .	65
Pirogows Erinnerungen an Dorpat. (Fortsetzung, nicht Schluß.) . . . . .	93
Ewald von Skopmanns Aufzeichnungen über sein Leben. Von H. Diederichs . . . . .	108
Miscellen. Mondschein. Aus dem Französischen des Guy de Monpessant. Von — t . . . . .	132

## Abonnements

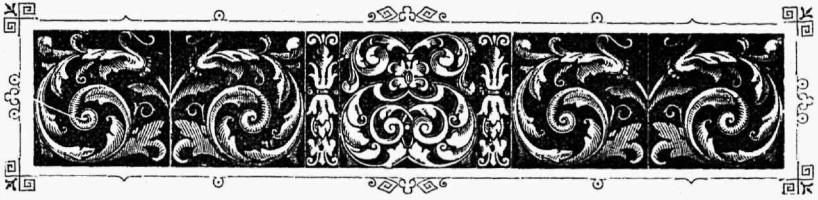
nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von  
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.



Reval, 1893.

In Commission bei f. Kluge.  
Riga: Alexander Stieda.      Leipzig: Rud. Hartmann.

Ausgegeben den 3. Februar 1893.



## Corqueville, Caine und Forel in ihrer Stellung zum ancien régime.

(Schluß.)

Von drei Klassen von Personen sind die Grundlagen der modernen Gesellschaft erbaut worden. Die Priester haben den Barbaren gezähmt, aus wilden Bestien menschliche Wesen geschaffen, sie durch Religion und Disciplin lenksam, durch Bildung und Erziehung klüger und besser gemacht. Der Adel hat sie vor dem äußeren Feinde geschützt, der König aus zahllosen Stämmen eine Nation und einen Staat geschaffen. Der Leistung entspricht die Belohnung. Noch im 18. Jahrh. besitzen die 270,000 Privilegirten mehr als die Hälfte von allem Grund und Boden, sind außerdem von der Taille befreit und wissen auch Kopf- und Einkommensteuer durch Einfluß und gewandte Manipulationen auf ein Minimum zu reduciren, z. B. zahlen die Prinzen anstatt 2,000,000 nur 180,000 Francs Einkommensteuer. Dazu nehme man noch den außerordentlich reichen Ertrag der alten feudalen Abgaben, deren es im Jahre 1724 noch 1200 verschiedenartige gab. — Aber zwischen Lohn und Arbeit herrscht ein greller Widerspruch. Weder an der allgemeinen, noch an der localen Regierung nehmen sie Theil, wie es der Adel in England thut. Neben den Beamten der königlichen Centralisation sind die Edelleute in den Provinzen überflüssige Schmarotzer. Auch wenn sie es wollten, besitzen sie nicht die Macht, ihren Sprengel gegen den Intendanten zu schützen. Zu einer Versammlung von 20 Adelligen bedarf es einer ausdrücklichen Erlaubniß des Königs. Nichts fesselt sie ans Land, wo Langeweile und Müßiggang ihr Theil ist; Alles zieht sie an den Hof, den einzigen Ort, wo man angenehm lebt und gute Carrière macht. Ihre Verschwendung ist kolossal, und sie befinden sich ewig in pecuniären

Calamitäten. Sie drücken den Pächter, der Pächter den Bauern; sie verkaufen Justizstellen an Lumpen und Vagabunden, und die schwarze Brut richterlicher Blutegel saugt desto gieriger, je zahlreicher sie ist und je magerer die Beute. Ein besseres Verhältniß herrscht zwischen Adel und Bauer, wo der erstere im Lande bleibt. Sie sind leutselig und wohlthätig — denn die Nachbarschaft ist schon an und für sich ein Band — werden geliebt und verehrt. Aber auch viele von ihnen sind im Laufe der Zeit durch das Institut der Primogenitur und schlechte Wirthschaft verarmt, der materielle Selbsterhaltungstrieb hat sie zu harten Gläubigern des Bauern gemacht; sie sind gezwungen, ihre Feudaleinkünfte mit Strenge einzutreiben. Aber auch manche andere Feudalrechte, wo die Strenge nicht am Platz war, so besonders das Jagdrecht, werden mit unmenschlicher Härte aufrecht erhalten. Trotz Rousseaus Sentimentalität und Thränen gestattet man es, daß Jagdbeamte Menschen wie Thiere verfolgen und Thiere wie Menschen schützen, verbietet man es dem Bauern, sein Gras bis Johanni zu mähen, damit das Rebhuhn brüten könne.

Frankreich geht an Herzhypertrophie zu Grunde, aller Reichthum, aller Geist sammelt sich in Paris; Theater, Zeitungen, Amüsements sind nur hier zu finden. Der materielle und geistige Verkehr ist in den Provinzen gleich Null, und die Bevölkerung verkommt in Armuth und Indolenz.

Eben so wenig wie an der localen Regierung nehmen Adel und Geistlichkeit an der allgemeinen Theil. Statt der früheren Dienste haben sie nicht wie in England als Parlamentsglieder gelernt, neue zu leisten. Stände und Körperschaften denken nur an ihre speciellen Interessen, denn sie sind unter einander völlig isolirt und die Isolirung ist die Ursache ihres Egoismus. Noch besitzt der Klerus das Recht zu regelmäßigen Versammlungen und kann als Körperschaft mit dem König verhandeln, aber nichts Anderes liegt ihm am Herzen, als wie er durch gewandte Manöver seine Abgaben erniedrigen und seine Einkünfte erhöhen könnte. Der Adel besitzt zwar keine Versammlungen, aber Einfluß, und versteht es, sich alle bedeutenden geistlichen und weltlichen Stellen zu sichern. Dreiviertel derselben, besonders aber die Hofchargen, sind nutzlose Paradeämter, die indeß viel einbringen — die Insipienten des königlichen Nachstuhls erhielten 20,000 Francs jährlich. Als Gegensatz betrachte man das Leben eines armen Pfarrers, der mit einem erbärmlichen Einkommen Jahr aus Jahr ein den anstrengendsten Dienst verrichten muß, und dessen Wohnung aus einem „abscheulichen Keller“ besteht. Der König ist der kostspieligste Schmarotzer, sein Müßiggang ist schrankenlos wie seine Allmacht; da er alle Gewalt an sich gerissen, kann er eigentlich nichts leisten, denn das System, das er geschaffen, zu überwachen, „dazu würde kaum ein um 4 Uhr Morgens aufstehender Friedrich der Große oder ein

des Nachts im Bade dictirender, täglich 18 Stunden arbeitender Napoleon ausreichen“, der König beschäftigt sich mit Repräsentiren und Geldausgeben, und er hat genug zu thun, um seine 477 Millionen Francs jährliche Revenuen anzubringen. So hoch belaufen sich nämlich seine Staatsseinkünfte, die er als seine Privateinnahmen, wie er ganz Frankreich als seine erbliche Domäne betrachtet.

„Ein Generalstab, der mehr als 100 Jahre lang auf Urlaub ist, sammelt sich um einen Chefgeneral, der empfängt und einen Salon hält,“ so faßt Taine in Kürze Sitten und Gebräuche der höheren Gesellschaft zusammen. Der Salon ist — Versailles, eine Stadt von 70,000 Einwohnern und doch von dem Leben eines einzigen Mannes erfüllt und bevölkert. Sie besteht fast ausschließlich aus Palästen, Gärten zc., in denen unsinnige Summen stecken. Der Palast des Königs z. B. repräsentirt einen Werth von 750,000,000 Francs nach heutigem Gelde. Danach kann man sich ungefähr den ungeheuren Aufwand vorstellen, der im Uebrigen herrschte, z. B. die Livréen der königlichen Stallbeamten kosteten jährlich 540,000 Francs, die Wildpret- und Fischrechnung betrug eine runde Million; überhaupt umfaßte der Hofstaat 15,000 Personen, welche jährlich 40—45 Millionen verschlangen. — Dreiviertel vom Leben des Königs sind von Paraden erfüllt. Selbst seine einfachsten und intimsten Verrichtungen, wie Aufstehen, Essen, Trinken zc., werden zu festlichen Ceremonien, die Stunden lang dauern und eine Unzahl von müßiggängerischen Höflingen mit Nichtsthun beschäftigen. Mit ihren kostbaren Toiletten und feinen Manieren sind sie nichts als nutzlose Luxusmöbel für den Salon. — Die Gesellschaft, welche den König immer umgiebt bei Tag und Nacht, Spiel und Jagd, Gesandtenempfang, Theater zc., ist eine Elite, die aus lauter vollendeten Weltleuten besteht: „da ist jede Toilette, jede Kopfbewegung, jeder Laut, jede Redewendung das Meisterwerk weltlicher Cultur, die destillirte Quintessenz raffinirter Geselligkeitskunst“. Repräsentationen und Amusements, wie Jagd, Maskenbälle, Schauspiel, Kartenspiel, füllen den Tag des Königs und seiner Höflinge. Wie der Herr, so der Diener; auch auf den entlegensten Edelhöfen macht man Staat und verbringt seine Zeit in Gesellschaft. Die Geistlichkeit lebt eben so flott wie der hohe Adel, Stiftsdamen speisen mit Offizieren und sind nichts weniger als prüde.

Frankreich ist ein von Salonmenschen bevölkertes Land. Das politische Regiment und der Nationalcharakter sind gleich schuld daran. Bekanntlich ist der Franzose Meister in der Kunst der Geselligkeit, er kennt kein größeres Vergnügen als zu plaudern, d. h. „Anderer zu amüsiren, indem er sich selbst amüsirt“. In der ganzen Welt wird Versailles als die hohe Schule des bon ton angesehen, und der König gilt für ein Musterbeispiel des feinen



Benehmens; er versteht es, in jedem Wort und in jeder Bewegung Würde und Zuverlässigkeit zu verbinden. In Frankreich lebt man nur für die Gesellschaftswelt. Den öffentlichen Angelegenheiten schenkt man nicht das geringste Interesse, und die wichtigsten Ereignisse dienen nur zur Erfindung von Bonmots.

Eben so wenig kümmert sich der Adel um die praktischen Pflichten und Sorgen des täglichen Lebens; Haushalt, Wirthschaft, Güterverwaltung überläßt man den Intendanten. Natürlich wird fürchterlich gestohlen; man weiß es, aber man achtet nicht darauf, das Geld hat keinen Werth, und je weniger Einer auf das Geld sieht, desto mehr ist er Weltmann. — Die Gesellschaft ist der Moloch, dem Alles geopfert wird. Die Intimität zwischen Eheleuten gilt für unanständig, ein förmlich ceremonieller Ton herrscht zwischen ihnen, und gewöhnlich leben sie getrennt; oft bleibt die Frau in der Residenz, wo sie sich mit Intriguen und Liebhabern beschäftigt, während der Mann in der Provinz irgend eine Charge bekleidet. — Die Gesellschaft tyrannisiert das Individuum; tiefes Gefühl und Leidenschaft zu äußern, gilt für lächerlich. Es kommt auch selten vor, und selbst die Liebe ist nichts als kalte Phantasie und Sinnlichkeit. Vergehen gegen die Sittlichkeit sind erlaubt, gegen den guten Ton streng unterjagt; unsittliche Handlungen erregen keinen Anstoß, aber jedes unschickliche Wort ist verpönt. Dieselben Ursachen, welche die Ehe zerstören, gestatten auch kein echtes Familienleben. Mit der Kindererziehung geben sich die Eltern nicht ab; bis zum 7. Jahre werden Lakaien und Kammerjungfern damit betraut. Von früh auf erzieht man die Kleinen zu vollendeten Parquetlöwen und Salondamen. Der Tanzlehrer bringt ihnen Anmuth in Haltung und Bewegung bei, und der fortwährende Aufenthalt unter den erwachsenen Weltleuten und das häufige Theaterspiel lehrt sie „Anmuth des Geistes und der Sprache“. Die Erziehungsweise ist von Erfolg gekrönt: neunjährige Treibhauspflanzen excelliren in geistreichen Bonmots und witzigen Schmeicheleien.

Die Anziehungskraft der Gesellschaft wird nur durch ihre Annehmlichkeit erklärt. Nirgends ist die Virtuosität des feinen geselligen Lebensgenusses so entwickelt als in Paris. Nirgends lebt man so wenig für sich, so ausschließlich für Andere. Nirgends ist zuvorkommende Liebenswürdigkeit und Opferwilligkeit gegen Andere, besonders gegen das weibliche Geschlecht, so groß wie hier. Kein Wunder, daß alle Welt sich wohl fühlt und gut amüfirt; ist doch das ganze Leben nichts weiter als ein Spiel. Man ist den ganzen Tag müßig, aber keine Stunde unbeschäftigt. Alles wird zum Spiel getrieben, Musik, Schauspiel, Malerei, selbst Handfertigkeiten. Mancher Graf und Baron zeichnet sich als Uhrmacher, Decorateur, Schlosser aus. Die Vergnügungssucht wird schließlich zur Manie und hört auf, wählerisch

in ihren Gegenständen zu sein. Am beliebtesten und verbreitetsten ist das Theaterpiel, „der kleinste Procurator will in seinem Landhäuschen eine Bühne und eine Truppe haben. Und was für Stücke spielt man? Man merkt's an den Titeln: „Der geile Veander“, „Die Hochzeit ohne Pfarrer“ zc. Frivolität und Zweideutigkeit sind matte Bezeichnungen für derartiges Dreckgeschreibsel. Manche sind so roh, „daß man sie nur vor Fürsten oder Dirnen spielen kann“, „auf eine gefalzene kommen zehn gepfefferte Farcen“ . . .

Aber das sind nicht die einzigen Schattenseiten dieser Lebensweise, es giebt noch andere, die mehr im Wesen stecken und fühlbarer sind. Das Gesellschaftsleben ist künstlich, trocken, alles ist gemacht, raffiniert, zubereitet zc. Die tyrannische Convenienz hat jede Natürlichkeit in Sprache, Benehmen, Gefühl erstickt. Die Sehnsucht nach dem Verlorengegangenen macht sich geltend und eine Reaction tritt ein. Aber auch bei der neuen Natürlichkeit ist viel äußerliche Affectation und oberflächliche Nachäfferei im Spiel; man trägt Koben à la Jean Jacques, man vergießt Thränen, man bewundert einen ungewaschenen Bauernbuben, weil es die Mode so verlangt. Dennoch läßt sich nicht leugnen, „daß die großen Worte . . . auf dem Grunde des Herzens einen Rest thätiger Güte, vertrauenden Wohlwollens . . . zurücklassen. Mütter hegen den Wunsch, ihre Kinder selbst zu säugen, Väter wollen sich für die Erziehung ihrer Sprößlinge interessieren.“ Gegen die Bauern und die einfachen Leute ist man freundlich und herablassend. Sehr fein sagt Taine: „Kurz bevor diese Gesellschaft hinweggefegt wird, schmilzt ein gegenseitiges Wohlgefallen, ein Geist der Freundlichkeit — gleich einem sanften lauen Herbstwinde — alles, was jene noch Trockenes und Hartes an sich hat, und hüllt die Eleganz ihrer letzten Tage in ein Parfum von verwelkenden Rosen.“ Eben so groß wie ihre Sentimentalität ist auch die Gebrechlichkeit des Geschlechts. Das Salonleben hat sie physisch und moralisch verweichlicht. Der Edelmann hat als einzige Waffe gegen den wüthenden Volksstier — Lächeln und Freundlichkeit, während Prügel und harte Worte das einzige wirksame Besänftigungsmittel sind. Heiterkeit und Grazie verlassen ihn nie, mit Heiterkeit und Grazie wird der Edelmann auch das Schaffot besteigen.

Der revolutionäre Geist setzt sich aus zwei wesentlichen Factoren zusammen, die getrennt — heilsam, vereinigt — schädlich wirken. Auf dem ganzen Gebiet der Naturwissenschaft gehen gewaltige Umwälzungen vor sich. Die gefundene neue Methode der Experimentalforschung schafft neues Material, ermöglicht die Entdeckung neuer Gesetze und erzeugt neue und ungewohnte Urtheile. Die Anschauung vom Leben verändert sich. Der Gedanke, die höheren und complicirteren Formen als das Resultat einer spontanen Entwicklung aus den einfachen und niederen zu erklären, regt sich deutlich. Der

Grund zu Darwins Schlüssen wird schon jetzt gelegt. Die ganze gebildete Welt theilhaftig sich mitdenkend, mitforschend an der neuen Bewegung. Voltaire macht Experimente über die Gewichtszunahme glühender Metalle, Montesquieu secirt Frösche. Die Wirkung der neuen Wahrheiten ist ungeheuer. Was ist der Mensch gegenüber den endlosen Räumen und Zeiten, mit denen die Wissenschaft operirt? „Ein Atom, eine Eintagsfliege“, wohl der Gipfelpunkt der organischen Entwicklung, aber doch nur ein Thier unter Thieren. Sein Wille und Intellect als geselliges Wesen ist ebenso Gesetzen unterworfen, wie seine körperliche Organisation den physikalischen, physiologischen Naturgesetzen. Um ihn kennen zu lernen, ist der einzige richtige Weg die vorurtheilslose Beobachtung, wie einem Naturproduct gegenüber; die Beurtheilung vom Standpunkte des religiösen Dogmas wird für veraltet und falsch erklärt: die Morawissenschaften lösen sich von der Theologie los. Die neuen Gesichtspunkte, nach welchen es nirgends eine willkürliche Intervention der naturgesetzlichen Regelmäßigkeit giebt, machen sich ebenso in der Voltaire'schen Bibelerklärung, wie in der Anthropologie und Geschichte geltend. Alles erscheint natürlich bedingt. Der Charakter eines jeden Volkes, seine Geschichte, seine socialen Formen stehen in unlösbarem Zusammenhange mit Bodenbeschaffenheit, Klima, Lebensweise (Buckle). Auch bei der Erklärung des menschlichen Seelenlebens muß man die bisherigen mystisch-transcendentalen Vorstellungen als überflüssig bei Seite lassen. Die Sache macht sich ganz einfach. Empfindungen und Eindrücke sind die Urbestandtheile unserer Ideen und Urtheile (Condillac), Triebe und Begehungen die unserer Entschlüsse und Handlungen: die ganze richtige analytische Methode besteht eben darin, auf allen Gebieten diese Urbestandtheile und einfachen Elemente in der Erfahrung aufzusuchen und rein darzustellen; hat man erst die Bausteine, läßt sich das Gebäude leicht aufrichten. Darin haben allerdings die Lehrer dieser neuen Methode Recht; „die Wahrheit liegt in den wahrnehmbaren Dingen“, aber — sie gewinnen kann man nur mit geübtem Scharfsinn und mit Hilfe der gründlichsten Kenntnisse, und daran fehlt es den Gelehrten der damaligen Zeit. Ihr Inductionsmaterial war spärlich und ihr Forschungsgeist kritisch ungenügend entwickelt. So war es mit den neuen Wahrheiten beschaffen; betrachten wir nun, welche feste Form von Intelligenz die Menschheit von früher her besaß und jetzt den neuen Ideen entgegentrug. „Diese feste Form heißt der klassische Geist. . . Die Anwendung desselben auf die Wissenschaftlichkeit jener Zeit hat die Philosophie des Jahrhunderts und die Lehren der Revolution erzeugt.“ „Dieser klassische Geist verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß alle Gelehrte und Schriftsteller gewöhnt waren, vor einem Salonpublicum zu sprechen, für dasselbe zu schreiben und zu denken. Das zeigt sich zunächst in der Sprache.

Da die Gesellschaft weder gelehrte Interessen besitzt, noch auch die sachlich-technische Wirklichkeit kennt, schließlich die Aeußerung jedes allzu persönlichen und individuellen Gefühls von der nivellirenden Convention verpönt ist, wird auch die Sprache demgemäß purificirt: alle gelehrten, technischen Wörter, jede originell improvisirte Ausdrucksweise verbannt. Die Sprache, aus allgemeinen Ausdrücken zusammengesetzt, ist klar, aber farblos und mager. In Romanen z. B. spricht man nicht von Linden, Ahorn, Kastanien, sondern sagt etwa: die Scene stellt einen Hain von wohlriechenden Bäumen dar.“ Die correcte, klare Sprache wird das internationale Organ der allgemeinen Vernunft. Es ist das aber im Grunde nur eine „vernünftelnde Vernunft“, welche von der complicirten Aeußerlichkeit der wirklichen Dinge, von den verwickelten Details des rein Persönlichen und Geistigen nichts verstehen will und daher nichts verstehen wird. Alle Welt weiß gut zu reden und zu schreiben, aber Niemand ist im Stande ursprüngliche und neue Eindrücke rein aufzufassen und sie richtig und genau wiederzugeben. Am marquantesten tritt die Eigenthümlichkeit des allgemeinen Geistes in der klassischen Kunst zu Tage: „Sie schafft keine wahren Individuen, sondern allgemeine Charaktere: Könige, Vertraute, Hohepriester zc. mit allgemeinen Neigungen und Eigenschaften, Liebe, Hingebung und Treue zc.“ Alles das, was einer Person individuelle Färbung giebt, wie Zeit- und Ortumstände, fehlt vollständig. Sehr fein sagt Taine: „Selten treten, wie bei Shakespeare, die physischen Eigenschaften zu Tage, wie Temperamente, Magerkeit, Corpulenz zc. Selbst in den Prosaromanen erinnert nichts, wie in den englischen, an das practisch-wirkliche Leben; man findet nirgends etwas über Geldwirthschaft, Industrie, Justiz zc. Anstatt Thatsachen nur endlose Abstractionen und Gespräche über Natur, Vernunft, Freiheit zc. Aus einigen allgemeinen und einfachen Begriffen, durch bloßes logisches Raisonnement das Ganze herzuleiten, das ist das natürliche Verfahren des klassischen Geistes. „Mit einer Empfindung belebt Condillac eine Statue, mittelst eines Vertrages begründet Rousseau einen Staat.“ Aus der Vereinigung des klassischen Geistes und der wissenschaftlichen Interessen entsteht die Doctrin des 18. Jahrhunderts, die Religion der allein selig machenden Vernunft. Die Vernunft ist der alleinige Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet. Ungewöhnlich und unerhört ist seine neue Machtstellung. Tradition und Dogma regelten früher Thun und Denken des Menschen, sie stützten die Autorität der Religion und Regierung und die Vernunft war bloß ihr „Subalternbeamter“, dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, gute Menschen und treue Unterthanen zu machen. Das Verhältniß hat sich umgekehrt: die Autorität der Tradition weicht vor der Autorität der Vernunft. Die Vernunft beginnt das Inventar des menschlichen Geistes zu revidiren. Die Summe der früheren Weltanschauung

erscheint ihr als eine Kumpellkammer voll abgestandener Vorurtheile, die vor allen Dingen gründlich aufgeräumt werden müssen; und das geschieht ohne Vorsicht, ohne Rücksicht, ohne Einsicht. Man schüttet das Kind mit dem Bade aus, man wirft mit dem Unbrauchbaren auch das Brauchbare über Bord. Denn das erbliche Vorurtheil ist auch eine Art Vernunft und die Quelle der Tradition ist Erfahrung, oft Jahrtausende lange. Nach häufigen Versuchen haben die Menschen diese Staatsform, diese Religion angenommen, weil sie ihren Bedürfnissen entsprach, Beide haben Nutzen gebracht und bringen ihn noch heute. Ohne Religion hat und wird die Menschheit nie leben können, sie macht ihn besser und glücklicher. Ihre sittlichen Lehren sichern noch heute die moderne Civilisation. Sie zieht die Tugenden groß, welche in der Ueberwindung des Egoismus bestehen und ohne welche ein sittliches Gemeinwesen undenkbar ist: Selbstverleugnung, Nächstenliebe zc. Sie stillt die Sehnsucht nach dem Unendlichen und befriedigt das metaphysische Bedürfnis des einfachen Menschen. Um die hohe Wahrheit verständlich zu machen, wählt sie das Bild, um sie wirksam für den Willen zu machen — das unveränderliche, traditionelle Dogma. Sehr fein bemerkt dabei Taine, daß überhaupt jede neue Lehre, jede neue Idee zum erblichen Vorurtheil werden muß, um die Massen bewegen und leiten zu können. Ähnliche Rechtfertigungsgründe giebt es auch für die lange Dauer gewisser Regierungsformen. Noch eben ist die erbliche Monarchie eine der besten, weil sie „die stabilste ist und am fähigsten 20 Mill. Menschen zusammenzuhalten“.

Die klassische Vernunft war unglücklicher Weise nie im Stande, die vernünftige Existenzberechtigung der traditionellen Formen zu erkennen. Von gelehrten historischen Forschungen will Niemand etwas wissen und den Salonmenschen, welche nur ihresgleichen kannten und sahen, fehlte die „sympathetische Einbildungskraft, um sich von der geistigen Organisation der früheren Menschen eine deutliche Vorstellung zu machen“, darum begriffen sie auch nicht, „daß die Religion die priesterliche, der Staat die militärische Form hatte annehmen müssen. Ebenso wie man die Vergangenheit verkannte, mißdeutete man die Gegenwart. Die philosophischen Ideen und sentimentalen Nebel verdeckten ihnen das wahre Wesen des Bauern mit seinen „dunklen Instincten und trüben Gedanken“, man achtete nicht, daß er blindwüthig wie ein Stier und epidemisch wahnsinnig wie eine Schaafsheerde sein könne. Man sah nicht ein, daß 20 Mill. Menschen den Zustand des Mittelalters kaum überschritten hatten; noch machte der Pfarrer bei ihnen die Religion, der Gensdarm den Staat zc. Darum mußten die Hauptlinien des socialen Gebäudes dem Mittelalter entlehnt sein, Veränderungen im Kleinen wären zweckmäßiger gewesen, Neuerungen im Einzelnen



hätten vorgenommen werden können, Umbau, nicht Neubau wäre das Richtige gewesen. Die Rechtsansprüche der Tradition werden also nicht erkannt, man behandelt sie als Usurpatorin und rüstet sich gegen sie zum Kampf. Von zwei Seiten erfolgt der Angriff. Voltaire auf der einen Seite beginnt die religiösen und politischen Formen, die Sitten und Gebräuche anderer Länder und früherer Jahrhunderte zu entwickeln, er zeigt, daß sie überall historisch-bedingte Resultate von Ort und Zeit sind, und vernichtet so den Glauben an die absolute Göttlichkeit des eigenen Staates, der eigenen Kirche. In seinem Zerstörungswerk beobachtet er aber einige Grenzen; er will keineswegs Alles, was Staat, Religion und Sitte heißt, aus dem Wege räumen. Ueberall giebt es für ihn einen Kern echter Wahrheit, der nicht angetastet werden darf. Hinter den positiven Religionen steckt eine natürliche Religion: der Deismus; hinter den vielen politischen Gesetzgebungen, die sich widersprechen, bergen sich natürliche, dem Herzen eingeprägte Gesetze, wie Schutz des Eigenthums, Einhaltung der Versprechen, Pflicht der Kindererziehung u. Die Angreifer auf der anderen Seite gehen radicaler vor. Die Welt, wie sie sie ansehen, ist kein Uhrwerk, das einen Uhrmacher voraussetzt, ihre Ordnung läßt sich einfacher „durch eine ewige Materie mit ewigem Umlauf erklären“. Ueberall entsteht das Höhere und Geistige auf rein materieller Grundlage. Die verschiedene Anordnung und Gruppierung der materiellen Atome bewirkt Verschiedenheit der Formen und Functionen. Die Intelligenz ordnet nicht die Materie, sondern die sich ordnende Materie erzeugt Intelligenz. Ferner: der Mensch ist ein Thier, seine Gelüste und Triebe sind natürlich, also berechtigt. Nur die Gesetze, die den Instinct legitimiren, sind vernünftig, alle übrigen Gesetze, Gebräuche, Verbote sind ausschließlich listig erdachte Mittel der Fürsten, aus natürlichen Menschen künstliche zu machen, um sie leichter beherrschen zu können. Rückkehr zur Natur allein macht euch glücklich; schlägt die Fürsten todt, die euch den Eingang zum Paradiese versperren, das sie allein bewohnen; werdet frei, dann seid ihr glücklich! Rückkehr zur Natur; so lautet auch das Kriegsgeschrei der Socialisten mit ihrem Spitzführer Rousseau. Ungemein originell und treffend ist die Charakteristik, welche Taine von dieser eigenartigen, widerspruchsvollen Natur giebt. — Nach Rousseau ist der Mensch mehr, als bloße Materie, er ist eine freie, unsterbliche Seele, die ihren Führer, das göttliche Gewissen, in sich trägt. Alle seine Triebe, nicht nur die höheren und geistigen, sondern auch die niederen, rein thierischen sind am Platz und berechtigt; nur die Tyrannei der Gesellschaft zwingt sie in falsche Bahnen, wo sie Unheil anrichten. Schafft dieses Hinderniß aus dem Wege, befreit die Natur, und die Menschen werden wieder glücklich und tugendhaft werden! Mit heftiger und lauter Beredtsamkeit, mit Wuth und Gluth wird

diese gefährliche Doctrin der Masse gepredigt, „deren Zerstörungslust bald dem Rufe des Herolds folgen wird“. „Roussseau ist Volksmann, nicht Weltmann, die Gesellschaft ist ihm verhaßt, alles in ihr erscheint ihm falsch, künstlich, ungesund, ihre Civilisation ist eitel Verderbniß und Fäulniß-Kunst, Wissenschaft, Luxus, feines Benehmen sind nicht die Blüthe, sondern „der Schimmel“ des menschlichen Lebens, nicht für die „Elite“ der Gesellschaft, sondern für die „Schmarotzer“ da; die einzige achtbare Klasse ist die der Handarbeiter und Ackerbauer, deren Wesen noch der Natur am nächsten steht. „Ist die Civilisation schlecht, so ist die Gesellschaft noch schlechter. Ihre beiden Hauptrichtungen: Eigenthum und Regierung sind Usurpation“. Besitz ist Diebstahl, von dem Individuum an der Gemeinde ausgeübt. Das Eigenthum wird noch schädlicher dadurch, daß es die Macht an sich gezogen hat. Alle Güter und Vortheile genießen die Reichen und Mächtigen, sie sind von Lasten frei, die den Armen drücken, das Recht, das diese mit Mühe sich schaffen, können sie beugen und treten. Der Arme ist machtlos gegen ihre Vergewaltigungen und Mißhandlungen. Am ungerechtesten und drückendsten ist die Despotie des Königs, des Ersten unter den Reichen und Mächtigen. Nicht das Recht, sondern die Gewalt sichert ihm seine Stellung; kann man ihn vertreiben, so hört er auf Herrscher zu sein. Man sieht, bei welchen Consequenzen solche Doctrinen naturgemäß anlangen. Das ist das Werk der Vernunft, sie hat das Alte zerstört, sie wird aber auch das Neue aufbauen. Sie geht von dem natürlichen Menschen aus, den sie nach der klassischen Methode definiert. Man denke sich: „daß Menschen mit 21 Jahren geboren werden, ohne Eltern, ohne Vergangenheit, ohne Tradition, ohne Verpflichtungen, ohne Vaterland“, man stelle sich vor, „daß diese abstracten Ziffern, die natürlichen Menschen, sich zum ersten Mal versammeln und zum ersten Mal unter sich Verträge schließen“. So entsteht die neue Gesellschaft, wo jedes Glied frei, dem anderen gleich, und mit demselben Bruchtheil Souveränität ausgestattet ist. Diese Gesellschaft ist die einzig gerechte, denn sie ist das Resultat eines Vertrages, das mit freier Uebereinstimmung von gleichberechtigten Gliedern geschlossen wurde. Ihr Wesen ist leicht verständlich, da es sich durch logische Schlussfolgerung aus einfachen Begriffen ergibt. Der Gesellschaftsvertrag wird dem einfachen Menschen demonstriert, und er wird ihn verstehen, denn man hält ihn für vernünftig. Verstehet er ihn, so wird er ihn auch annehmen, denn man hält ihn für gut und gerecht. In Weidem irrt man sich. Er ist nicht vernünftig, d. h. er ist nicht im Stande abstracten Erörterungen zu folgen, er ist auch nicht gut und gerecht von Natur, sondern hart, grausam, wild, zerstörungslustig, habgierig. Seine bösen Instincte werden nur durch überlegene Gewalt gedämmt, der Gensdarm hält sie in Ruhe. Die neue Theorie

wendet sich geradezu gegen den Gensdarm und reißt ihm den Säbel aus der Hand: im Namen der Souveränität des Volkes entzieht man der Regierung jede Dauer, jede Stärke und Autorität. „Das Volk ist sein eigener Souverän, und die Regierung nur sein Bedienter, den es nach Belieben verjagen und in den Dienst nehmen kann. Die eigentliche Regierung liegt in den Händen der 20 Mill. natürlicher Menschen. Da diese Regierung allein das Werk der Vernunft ist, so kann auch nur sie allein vernünftig regieren und muß daher Alle zwingen dürfen. Deshalb ist der neue Staat absolut und allmächtig, er besitzt alles Recht, alles Eigenthum, alle Gewalt. Recht, Freiheit, Eigenthum des Einzelnen hat aufgehört. Jeder Bürger besitzt sein Eigenthum als „Depositär des Staates, muß seine Kinder nach den Vorschriften des Staates erziehen, sich zur bürgerlichen Religion bekennen, deren wesentlichste Glaubensartikel in der Heiligkeit des Gesellschaftsvertrages und der Gesetze bestehen“. — So lautet das Programm für das Fest der Vernunft, und die Revolution, die eigentliche Feier, ist nichts, als die genaue Befolgung dieses aberwitzigen Programms.

Ähnliche Theorien sind schon früher ausgesprochen worden, ohne aber in die Praxis übergegangen zu sein. So ist es ja bekannt, daß die Keime der revolutionären Ideen aus England stammen, aber erst in Frankreich fanden sie fruchtbaren Boden. Der klassische Geist sorgte für ihre Entwicklung, der klassische Stil für ihre Verbreitung. Nirgends steht die Kunst des Wortes auf so hoher Stufe. Denn die Philosophen und Gelehrten sind Weltleute und schreiben ihre Bücher für Weltmänner und Weltfrauen. Kein Wunder, daß es ihnen auch darauf ankommt, ihre schweren philosophischen Probleme in möglichst klarer und faßlicher Weise, sei es in Wort oder Schrift, zu behandeln. Den meisten gelingt es auch, und ihr Verdienst ist es, die Philosophie des Jahrhunderts aus der Enge der Studirstube „in die Salons und die Conversation verpflanzt“ zu haben. Aber das Verständliche allein genügt nicht; es genügt nicht, „daß die Speisen eßbar und leicht verdaulich sind, sie müssen auch Leckerbissen sein“. Frivolitäten, Pikanterien, d. h. zu Deutsch Zoten und Scherz, Spott und Ironie sind die feinen Gewürze, womit die literarischen Kochkünstler ihre Speisen für den Gaumen eines großen Publicums schmachthaft zuzubereiten wissen. Den ersten Rang unter den Kochkünstlern nehmen Voltaire, Diderot, Rousseau ein: „das moderne Europa besitzt keine größeren Schriftsteller“. Auf ihre ausführliche und glänzend geistreiche Charakteristik können wir nicht näher eingehen, sie verdient gelesen und nicht mit ein paar trockenen Bemerkungen abgefertigt zu werden.

So sieht es mit der neuen Religion aus, so mit ihren Priestern und Propheten; — wie ist es mit der Gemeinde der Gläubigen beschaffen?

Betrachten wir zunächst die feine Gesellschaft, den Adel. Man erinnert sich der früheren Schilderungen. Der Adel kümmert sich, meder. um. die. prakti-  
 schen Angelegenheiten seines Privatlebens: Frau, Kinder, Wirthschaft zc. —  
 noch auch um die öffentlichen Angelegenheiten des politischen Lebens. Sein  
 einziger Lebenszweck ist das Amusement, sein Hauptvergnügen besteht im  
 Plaudern. Welch einen reichen Stoff, Welch einen anziehenden Reiz bieten  
 die neuen Ideen für die Conversation geistreicher und begabter Leute; wie  
 interessant und unterhaltend ist das Gespräch mit den Philosophen, welche  
 die feine Sprache und die feinen Manieren ihrer Zuhörer besitzen, und mit  
 Scherzen, Pikanterien und Wigen die Erörterungen abstracter Themata zu  
 würzen verstehen. Es macht sich von selbst, daß die Koryphäen des klassi-  
 schen Geistes die unentbehrlichen Salonlöwen werden, die man vergöttert  
 und mit Schmeicheleien überschüttet. Man zollt ihren Reden und Schriften  
 besonders lebhaften Beifall, weil sie oppositionelle Gedanken enthalten, „denn  
 in Folge seiner Unthätigkeit wird der Adel tadelssüchtig“. Bei der Regie-  
 rung, an der man nicht Theil nimmt, sieht man nur die Fehler, die be-  
 gangen werden, und verkennet die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind.  
 Aber auch vieles Andere in der bestehenden Ordnung ist ärgerlich und unbe-  
 quem. So erregen vor Allem die Religion, das Christenthum, die Kirche  
 fortwährend Anstoß. Sie verbrennt die interessantesten Bücher und in-  
 commodirt das vergnügungslustige Zeitalter durch ihre rigorose Moral. Die  
 Irreligiosität ist in stetem Wachsthum begriffen, anfangs mehr eine Sache  
 der Mode und der Affectation, wird sie später zur festen Ueberzeugung.  
 Den Kirchenbesuch hält man für überflüssig, die kirchlichen Sacramente ver-  
 schmäht man zu benutzen. Bei Vielen ist der Deismus als dürftiges  
 Surrogat an Stelle des früheren Glaubens getreten, die Meisten sind krasse  
 Atheisten. Die Entwicklung der Naturwissenschaft nährt diese Richtung;  
 wissenschaftliche Experimente, die Handhabung des Secirmessers wird ein  
 bevorzugter Gesellschaftssport feiner Salondamen. Es ist verständlich, daß  
 solchen Leuten die Naturgesetze eine plausiblere Lösung des Weltrathsels  
 bieten, als der alte dreieinige Gott mit seinen widersprechenden Attributen.  
 Die Vertreter der Kirche: Bischöfe, Cardinale zc. excelliren Allen voran in  
 frivolen Handlungen und Worten.

Erst 30 Jahre später, um die Mitte des Jahrhunderts, beginnt die  
 Opposition social und politisch zu werden. Die Oekonomisten und Parla-  
 mentarier geben den Anstoß. Nationalökonomische und politische Probleme  
 werden die bevorzugten Gegenstände der Conversation. Man behandelt die  
 Steuerfragen, erörtert die Regierungsform, schimpft, raisonnirt über die  
 Mängel der bestehenden Ordnung und discutirt die Gründe der Brod-  
 theuerung. Man geht endlich von Worten zu Handlungen, von humanen

Phrasen zu werthätiger Menschenliebe über. Getreide wird unter das hungernde Volk vertheilt, die Last der Steuerpflichtigen durch freiwillige, oft bedeutende Geldspenden erleichtert. Ein paar Jahre vor dem Ausbruch der Revolution führt man die Provinzialversammlungen wieder ein, und der Adel nimmt mit Erfolg und Eifer an der localen Regierung Theil, repartirt die Taille gleichmäßig, ermuntert und leitet die Reformen. Freiwillig verzichten schon jetzt viele Adelige auf ihre Privilegien, Steuerfreiheiten zc. Diese Rückkehr zur Vernunft und Pflicht in der ersten Stunde kam leider zu spät, das Volk war durch jahrhundertlange Schläge und Nörgeleien zu sehr mit Wuth und Erbitterung erfüllt, als daß ein paar Jahre sanfter Behandlung, Streicheln und besseres Futter es hätten befähigen können. Im ganzen dritten Stande läßt sich eine gewaltige Umwälzung erkennen. Früher hatte der Bürger sich nie um Staatsangelegenheiten bekümmert. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seine amtlichen Pflichten zu erfüllen, sparsam, fleißig und geschickt sein Vermögen zu vermehren — das war sein einziger Lebenszweck. Besonders das Letztere gelang ihm in ausnehmendem Maße; der Reichthum des dritten Standes wächst rapid von Jahr zu Jahr; die französische Ausfuhr, im Jahre 1720 blos 106 Mill. hoch, beläuft sich 1788 bereits auf 354 Mill. — Es ist bekannt, daß der Staat der wichtigste Schuldner des dritten Standes wird. Die Interessen der Staatsschuld betragen 1789 — 206 Mill., und der Haupttheil der Gläubiger gehört dem Bürgerstande an. Kein Wunder, daß der Gläubiger zum Politiker wird, und zwar zum mißtrauisch-ängstlichen, unzufriedenen Politiker; „wenn der Staat schlecht wirthschaftet, ist er ja ruinirt“. Und die Finanzpolitik ist auch nichts weniger als geschickt und solide; die Ausgaben überschreiten die Einnahmen regelmäßig, die fälligen Zinsen werden nicht gezahlt zc.

Mißtraut man der Regierung, so ist man auf den Adel erbittert. Er hat keine Vorzüge, keine Fähigkeiten, keine Verdienste vor dem Bürger voraus, genießt aber Vortheile und Vorrechte, besitzt die „ausschließliche Anwartschaft auf alle höheren Aemter und Stellen; und doch war der Bürger seit jeher an Geschäftserfahrungen und Arbeitskraft dem Edelmann bei Weitem überlegen, hatte ihn auch in Bildung, Benehmen, luxuriöser Lebensweise eingeholt“. Natürlich muß die äußerliche Ungleichheit bei innerer Gleichheit aufs Tiefste reizen und verlegen. Man ermißt bei dieser Stimmung, welche mächtige Wirkung die revolutionären Tiraden des *«contrat social»* ausüben mußten. Der Gesellschaftsvertrag wird zur Bibel des ganzen Volkes, die mit gläubiger Begeisterung gelesen und verehrt wird, und aus der man die Themata zu den donnernden Predigten gegen König, Adel und Regierung entnimmt. In den Cafés, auf den Promenaden schaaren sich die Gläubigen um die Priester der neuen Religion — Advocaten,



Journalisten, und das Palais-Royal ist ihre Hauptkirche. Aber die Frömmigkeit ist keine gesunde, sondern eine krankhaft-mystische Sectarer-schwärmerei. Die neuen Dogmen, Freiheit, Gleichheit, Souveränität des Volkes erhigen die Köpfe. Trotz aller Logik hört jede Vernunft in Urtheil und Handlung auf. In folgenden Worten resumirt Taine das Bisherige: „Soldhergestalt verbreitet sich die Philosophie des 18. Jahrhunderts im Volke. Im ersten Stockwerk des Hauses, in den schönen vergoldeten Gemächern waren die Gedanken blos Abendbeleuchtungen, Salonfunken, lustige bengalische Feuer, mit denen man spielte und die man lachend aus den Fenstern warf. Im Halbgeschoß, im Parterre, in den Geschäftslocalen, in den Magazinen und in den Comptoirs angesammelt, haben sie Brennstoff vorgefunden: seit langer Zeit angehäuften Holzhaufen, die sich nun zu großen Feuern entzündeten. Es scheint sogar eine Feuersbrunst entstanden zu sein, denn die Schornsteine rauchen schon wild, und eine rothe Helle fällt auf die Fenster. Die Obenwohnenden sagen: „Ach nein, die Untenwohnenden werden sich wohl gehütet haben, das Haus in Brand zu stecken, denn sie bewohnen es ja ebenfalls, nicht nur wir. Was wir da schimmern sehen, ist ein Strohz, höchstens Kaminsfeuer, das man mit einem Eimer kalten Wassers löschen kann; überdies reinigen derlei kleine Unfälle die Schornsteine, indem sie den alten Ruß ausbrennen. Mögen sie sich in Acht nehmen, denn in den Kellern des Hauses, unter dessen tiefem Fundament befindet sich ein riesiges Pulvermagazin!“ — Mit diesem grandiosen Bilde beschließt Taine das Capitel und leitet das folgende ein. Am Anfang desselben setzt er die berühmte Stelle an La Bruyère: „Es giebt eine Art menschenstauer Thiere, Männchen und Weibchen, schwarz, fahl, sonnenverbraunt; sie finden sich auf dem Lande und sind an den Boden gekettet, den sie mit unbesiegbarer Ausdauer aufwühlen und ausgraben. Sie haben etwas wie eine articulirte Stimme und zeigen, wenn sie auf die Füße zu stehen kommen, ein menschliches Gesicht. In der That, es sind Menschen, die sich des Nachts in Löcher zurückziehen, wo sie von Schwarzbrod, Wasser und Wurzeln leben. Sie ersparen den übrigen Menschen die Mühe des Säens, Ackerns und Erntens und sollten wohl an dem Brod, das sie gesäet, nie Mangel leiden.“ Das Elend dieser armseligen Geschöpfe ist entsetzlich und spottet jeder Beschreibung. Während des ganzen Jahrhunderts besteht das Leben des einfachen Bauern in einem fortgesetzten, erbitterten Kampf mit dem Hungertode. Jeder Hagelschlag, jeder ungünstige Sommer kostet Tausenden das Leben: „die Menschen essen Gras wie die Schafe und kommen um wie die Fliegen“. Selbst in den besten Zeiten können sie in Folge des unerträglichen Steuerdruckes nur das Nothwendigste zum Lebensunterhalt erwerben. In Massen verlassen sie ihre Dörfer und ziehen in die Städte,

um hier als Bettler ihre Existenz zu fristen; es ist vorgekommen, daß eine Stadt von 4000 Einwohnern — 1800 solcher Armer ernähren mußte. Tausende wandern aus und suchen in der Fremde ein menschlicheres Loos. Unter den Zurückgebliebenen entstehen durch Mangel an Nahrung oder durch schlechte Nahrungsmittel, wie Kleie, Buchweizen und halbreifes Getreide, mörderische, wüthende Krankheiten. Es ist begreiflich, daß in ganz Frankreich Aufläufe und Zusammenrottungen des hungernden Pöbels an der Tagesordnung sind und oft mit Plünderung öffentlicher Kornspeicher und Waarenvorräthe enden. — Wie der Bauer, verkommt auch der Boden. „Das unter Ludwig XIV. erdachte System hat seine Wirkung gethan; seit einem Jahrhundert fällt der Boden in seinen einstigen wilden Zustand zurück: Ein Viertel des ganzen Areals sind unbebaute Einöden, das Uebrige wird schlecht und irrationell bearbeitet.“ Die Landwirthschaft steht auf dem Standpunkt des 10. Jahrhunderts, „an vielen Orten giebt es Pflüge, wie sie zu Zeiten Vergils im Gebrauch waren“. Der Ertrag ist unverhältnißmäßig gering, während der englische Morgen 28, trägt der französische bloß 18 Scheffel. Es ist unbegreiflich, wie es trotzdem dem Bauer gelingen konnte, im Laufe der Zeit durch Kauf Kleingrundbesitzer zu werden; „es läßt sich nur durch seinen Charakter erklären, durch seine Mäßigkeit, seine Verstellungskunst, seine Zähigkeit, seine erbliche Leidenschaft für den Besitz und die Scholle“. Unter den entseßlichsten Entbehrungen lebend, hat er Heller für Heller erspart, um endlich seinen Herzenswunsch nach einem kleinen Winkelfchen eigener Erde zu befriedigen. 1789 glaubt Young, daß ein Drittel des Bodens aus ganz kleinen Parcellen bestehe. Mit dem Grundbesitz ist das Elend des Bauern keineswegs aufgehoben, denn als er außer seinen Armen nichts besaß, traf ihn die Steuer nur halb; wo nichts ist, hat der König sein Recht verloren. „Jetzt hat der Fiscus ihn als Eigenthümer in den Klauen“. „Die Expresungen, unter denen der Bauer zu leiden hat, sind unglaublich“; nach der Berechnung, die Taine angestellt, betragen die directen Steuern des Taillepflichtigen 53 pCt. des reinen Einkommens. Selbst vermögenslose Menschen, wie Tagelöhner und Diener, sind nicht frei, man besteuert ihre Gehälter und Löhne. In Burgund muß ein Arbeiter 18 bis 20 Francs Kopfsteuer und Taille entrichten. Man muß das Steuersystem bei der Arbeit sehen: „es ist dies eine plumpe, schlecht hantierte Scheermaschine, die durch ihren Betrieb eben so viel Unheil stiftet, wie durch ihren Zweck“. „In jeder Pfarre giebt es 2—7 Taillepflichtige, die als Steuereintreiber gehalten sind, die Steuer zu bemessen und einzubeheben. Jeder von ihnen verbringt gewöhnlich 2 Jahre hindurch die Hälfte seiner Zeit damit, bei den Schulduern von Thür zu Thür zu laufen“. Denn die Zahlpflichtigen denken nicht daran, der ersten

Aufforderung zu gehorchen, wissen sie doch, daß jede Pünktlichkeit als Beweis der Wohlhabenheit angesehen wird und mit einer gepfefferten Erhöhung des Steuerbetrages im nächsten Jahr belohnt wird. Sie lassen sogar absichtlich Haus, Acker, Geräthe, Vieh im schlechten Zustande, um diesen gefährlichen Schein nicht zu erwecken. Nicht minder drückend wie die directen sind die indirecten Steuern, z. B. die Salzsteuer. Unter den harten Gesetzen, die hier bestanden, war auch folgendes: jede Person, die über 7 Jahre zählte, war verpflichtet, 7 Pfd. Salz jährlich zu kaufen. „Das machte bei einer aus vier Personen bestehenden Familie eine Zwangsausgabe von mehr als 20 Francs pro Jahr, d. h. 19 Arbeitstage“. Aehnlich stand es mit der Verzehrungssteuer. — Woher rührt diese Ueberlastung des armen Volkes? Die Antwort ist ja bekannt: es lebte der Reiche vom Scherlein des Armen. „Wenn man das große Netz des Fiscus näher betrachtet, entdeckt man viele Maschen, durch welche die großen und mittleren Fische bei einigem Fleiß und geringer Anstrengung durchkommen, während die kleinen drinbleiben“. Adel und Geistlichkeit sind von der Taille ganz befreit, zahlen an Kopfsteuer Smal weniger, als sie sollten bei gerechter Vertheilung. Auch die Städte sind durchschnittlich günstiger gestellt. Dazu nehme man die vielen Neugeadelten und die Unzahl öffentlicher administrativer und richterlicher Functionäre, die zu einem Minimum verpflichtet sind. Man kann sich denken, wie das Volk gestimmt sein muß, da es die Quelle seiner Entbehrungen und Leiden täglich vor Augen hat. Aus den echt volksthümlichen Beschwerdeschriften geht hervor, daß die Steuer und die Privilegien zwei Volksfeinde sind, welchen gegenüber die Klagen kein Ende nehmen. — Es erübrigt noch ein paar Worte über den geistigen Zustand des Volkes zu sagen. Er läßt sich aus seinen materiellen Verhältnissen entnehmen. Vor sich den Abgrund des Hungertodes, im Nacken die erbarmungslose Faust des Steuerbeamten und des bedürftigen Feudalherrn, konnte sein Hirn nur wenige und falsche Gedanken, sein Herz nur wenige, aber starke und gefährliche Empfindungen enthalten. Krasse Ignoranz, thierische Stumpfheit und Dumpfheit durch die unausgesetzten Hammerschläge der Noth, mittelalterlich-plumper Aberglaube an Wahrsager und Zauberer, in politischer Hinsicht eine alle Begriffe übersteigende Leichtgläubigkeit und Urtheilslosigkeit, bereit, auf die aberwitzigsten Gerüchte mit den wahnwitzigsten Handlungen zu reagiren. Mißtrauen, Wuth und Haß gegen den Adel, gegen die Mächtigen und Reichen überhaupt — das sind die herrschenden Grundempfindungen, die sich von Jahr zu Jahr steigern und sich in der immer unverhüllter zu Tage tretenden Insubordination documentiren. Seine natürlichen Leiter, die Mächtigen und Angesehenen, hatte das Volk verloren und war dagegen unter die Herrschaft der niedrigsten und rebellischsten Elemente gekommen, welche mit ihm dieselben

Leiden theilten, aber eine rücksichtslose Initiative besaßen: „die krüppelhaften und verwilderten Gestalten, welche auf jeder socialen Wunde wie Ungeziefer vegetiren, Landstreicher, Bettler, Verbrecher u. s. w.“ In der Nähe von Paris betreiben Wilddiebe in militärisch organisirten Abtheilungen von 50—60 Mann ihr ungesetzliches Handwerk. Im Norden der Bretagne sammeln sich die Salzmuggler zu großen bewaffneten Banden und erzwingen gewaltsam den Absatz des geschmuggelten Salzes. Raubmord und Einbrüche gehören zu den täglichen Calamitäten des Landlebens, die Zahl der Verbrechen steigert sich von Jahr zu Jahr, denn sie rekrutirt sich immer wieder von Neuem aus den Stätten des Hungers und der Armuth: die Noth wird die Mitschuldige des Verbrechens. Trotz den strengsten Maßregeln sind die Städte von Bettlern überschwemmt. So zählte Paris unter seinen 600 Tausend Einwohnern 108,000 Bettler, während es heute bei einer fast dreimal so starken Bevölkerung bloß 90 Tausend Arme aufweist. Bettler, Vagabunden, Verbrecher — das ist die naturgemäße Avantgarde jeder Rebellion, und nie gab es ihrer so viele, wie im Jahre 1789. Diese Störer der öffentlichen Ordnung können nur durch die öffentliche Gewalt zur Ruhe gezwungen werden — aber was soll man sagen, wenn das Schwert der Gewalt, die Soldaten und das Heer sich in derselben Unordnung und Aufregung befanden, wie das Lager der zu Bekämpfenden. Auch hier derselbe Gegensatz zwischen dem reichen Schmarotzer und dem armen Arbeiter, zwischen dem hohen Officier, der nur aus dem Adel — und dem Soldaten, der meist aus dem niedersten Pöbel hervorgeht, der unter der strengsten Zucht steht, jämmerlichen Sold und kärgliche Nahrung erhält, nie die Aussicht auf Avancement besitzt und dessen Unzufriedenheit durch die oppositionellen Gedanken der Revolutionsphilosophie genährt wird.

Damit hätten wir den Leser mit den wesentlichen Gedanken und Irrthumsresultaten Taines bekannt gemacht, und können nun zur Betrachtung des dritten, letzten Schriftstellers übergehen.

Von entschieden hervorragender Bedeutung für das Verständniß der französischen Revolution ist das Werk Sorels<sup>1</sup>: «L'Europe et la révolution

<sup>1</sup> Albert Sorel ist am 13. Aug. 1842 zu Naffleur (Salvados) geboren, 1866 im auswärtigen Ministerium angestellt, begleitete 1870 die Delegation nach Tours und Bordeaux, ward 1872 Professor der diplomatischen Geschichte in Paris und 1876 Generalsecretär des Präsidiums des Senats. Außer vielen Artikeln in der «Revue des Deux Mondes» und anderen Zeitschriften, schrieb er den Roman «La grande falaise» (1875) und «Le Docteur Egra» (1873) und die historischen Werke: «Le traité de Paris du 20 nov. 1815» (1873), «Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande» (1875), «La question d'Orient au XVIII<sup>e</sup> siècle», «Essai d'histoire

Baltische Monatschrift. Bd. XL, Heft 2.

française». Indem Sorel an den Grundanschauungen Taines und Tocquevilles festhält, sie fruchtbar weiter entwickelt und auf einem Gebiet anwendet und durchführt, das von Beiden nicht in Betracht gezogen wird, liefert er eine wesentliche Ergänzung zu den Leistungen seiner Vorgänger und zugleich eine werthvolle Bestätigung für die Richtigkeit ihrer Resultate. Sorel faßt seine Aufgabe zugleich weiter und enger, als seine Vorgänger: weiter, weil er sich nicht nur mit Frankreich, sondern mit ganz Europa beschäftigt; enger, weil er nicht wie Taine den Anspruch erhebt, eine so tiefgreifende und complicirte Erscheinung wie die französische Revolution vollständig befriedigend erklären zu können. Er ist viel bescheidener als Taine und will nichts, als die Hauptzüge der revolutionären Geschichte Frankreichs und Europas bis zur Schlacht bei Waterloo sammeln und erleuchten. Wir haben es hier daher nicht mit einer zusammenhängenden erschöpfenden Geschichtserzählung zu thun, sondern mehr mit einer Reihe raisonnirender und politischer geschichts-philosophischer Betrachtungen und mit historischen Bildern, in großen umfassenden Zügen ausgeführt. Eine detaillirte eingehende Schilderung giebt Sorel nirgends, Vieles berührt er nur flüchtig, Manches gar nicht. Er wählt aus dem theils schon bekanten, theils erst von ihm erforschten historischen Material nur das aus, was als Beispiel seine Grundgedanken erläutern oder als Beweis für die Giltigkeit seiner Theorie dienen soll. Dabei hält er sich nicht immer streng an seine Aufgabe und erlaubt sich Abweichungen auf Nebenwege, nur weil sie ihm interessant erscheinen und ohne daß sie durch den Zweck des Werkes gefordert werden. So z. B. begreift man gar nicht, warum er die unsauberen Facta aus dem Ehe- und Privatleben Friedrich Wilhelms II. mit so liebevoll eingehender Sorgfalt erzählt.

Mit Taine und Tocqueville ist Sorel darüber einig, daß die französische Revolution, trotz des überraschend Neuen, Ungewöhnlichen und scheinbar Widerspruchsvollen, die feinsten Zusammenhänge und ursächlichen Verknüpfungen erkennen läßt, sobald man nur die Facta in der gehörigen Reihenfolge betrachtet und in das richtige Licht stellt. *Si l'on rapproche arbitrairement les faits éloignés les uns des autres, il semble qu'il n'y ait entre eux aucun rapport de dépendance, mais si l'on considère ces faits dans leur succession, on voit que chacun d'eux se relie au précédent et de terme en terme la série se reconstitue.*»

Aber Sorel überragt seine Vorgänger durch die Höhe seiner universalhistorischen Auffassung. Für ihn ist die französische Geschichte nur ein Theil der Weltgeschichte und die französische Revolution nur die Variation, allerdings die interessanteste, einer gleichzeitigen gleichartigen allgemein-europäischen

*et de critique*» (1882), *L'Europe et la Révolution française*» (1885—87), Montesquieu (1877) und in Gemeinschaft mit Junk-Bretano *«Précis du droit des gens»*.



Bewegung. So erweitert sich seine Aufgabe dahin, daß er in der französischen Revolution nachweisen will «la suite naturelle et nécessaire de l'histoire de l'Europe» (S. 8). Die geschichts=philosophische Grundanschauung, in deren Ausführung und erweiterter Anwendung das Verdienst Sorels beruht, hat schon Tocqueville in seinem berühmten Schlußcapitel deutlich ausgesprochen: die Erklärung der französischen Revolution ausschließlich aus der Beschaffenheit der Zustände und Ideen im ancien régime — ist eine völlig ungenügende, wenn nicht der eigenthümliche Charakter der Nation zu Rathe gezogen wird: «Sans les raisons que j'ai dites, les français ne l'eussent jamais faite; mais il faut reconnaître que toutes les raisons ensemble n'auraient pas réussi à expliquer une révolution pareille ailleurs qu'en France (S. 344). — Von dieser Idee durchdrungen, betrachtet Sorel die Geschichte der übrigen Staaten Europas im 18. Jahrhundert und findet überall ihre Wahrheit bestätigt. Er zeigt, daß überall in Europa das innere Leben des Staates an ähnlichen Uebeln krankte, daß überall dank der französischen Propaganda dieselben Revolutions-Ideen in den Köpfen der Menge glühten und gährten, daß aber überall ihre Wirkungen total verschieden, je nach dem Charakter der Nation ausfielen: «Si cette propagande produit des effets si différents suivant les lieux où elle s'exerce, il n'en faut pas chercher la cause dans les doctrines régnantes et dans les idées répandues; car elles sont les mêmes partout. La cause réside exclusivement dans le caractère des nations. — Chacun put les admettre, parceque chacun les interprète selon son tempérament, ses passions et ses notions acquises.» Unter dem Charakter eines Volkes versteht Sorel nicht nur die ursprüngliche wesentliche Grundrichtung und Grundbeschaffenheit des nationalen Willens, wie sie sich schon in den ersten Anfängen seiner Geschichte offenbarten, — der Charakter ist ihm ein im Laufe der Zeiten erworbener und gewordener. Es ist die Summe aller Hauptleidenschaften, Bestrebungen, Instincte, die augenblicklich in den Volksseelen als lebendige treibende Kräfte wurzeln und welche sich durch die Begebenheiten der Jahrhunderte aus dem ursprünglichen Kern entwickelt haben. Das, was sie seit dem Beginn ihrer selbständigen Existenz waren, und was die Geschichte aus ihnen gemacht, ist ihr Charakter, und dieser Charakter, diese ausgeprägte Volksindividualität entscheidet darüber, welche Wirkungen aus neuen Einflüssen hervorgehen müssen. «Les nations ne suivront que leur génie héréditaire, c'est à dire les passions, les instincts développés en elles par l'oeuvre des siècles.» Man wird an die Worte Rankes erinnert: „Dem nicht durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten von so großer Macht und so eigenthümlichem Gepräge wie die englische, italienische sind nicht sowohl Schöpfungen des

Landes und der Stoffe, als der großen Abwandlung der Begebenheiten.“ Aber nicht nur der ererbte Charakter, sondern auch die geschichtlich entwickelten und ererbten Formen des socialen Verfassungs- und politischen Lebens besitzen ein starkes Beharrungsvermögen und modificiren dadurch die Wirkung neuer Ideen. «En France p. ex. le principe de la souveraineté du peuple interprète avec ses traditions romaines appliquées dans un état centralisé, aboutit au despotisme de quelques sectaires. En Allemagne au contraire, où les institutions étaient fédérales, la doctrine du contrat conduisait à reserrer l'état et à rassembler la nation.» So hat, wie wir ja wissen, Tocqueville das Beharrungsvermögen der Centralisation in Frankreich und damit auch die Macht der Tradition auf dem Gebiete des inneren politischen Lebens bewiesen. Sorels Verdienst besteht vorzüglich darin, auch für das Gebiet der äußeren Politik das Beharrungsvermögen traditioneller Richtungen und Systeme nachgewiesen zu haben. Er zeigt, daß die Revolution auch hier nichts geändert, nicht im Geringsten den Lauf der Geschichte unterbrochen hat. Frankreich in seinem Verhältnisse zum übrigen Europa, die übrigen Staaten unter einander und in ihrer Beziehung zu Frankreich bleiben während und nach der Revolution den Lehren, Vorurtheilen, Urtheilen, Fehlern und Tugenden ihrer Vergangenheit treu. Völker und Regierungen im Inneren und nach Außen werden beherrscht, gelenkt, bestimmt von der Macht der Tradition. «Les peuples, a commencer par les français, interpréteront la révolution selon leurs traditions nationales, les gouvernements la consideront selon leurs traditions politiques.» — Klar und geistreich, wenn auch etwas breit, sind die Grundgedanken noch im Schlußcapitel ausgeführt. Es ergibt sich somit, daß die politische Geschichte der europäischen Staaten, ihre kriegerischen, diplomatischen Beziehungen zu einander den größten Theil des Werkes einnehmen, wobei natürlich Frankreich am ausführlichsten und auch mit größerer Selbständigkeit der Forschungen behandelt wird.

Jede Regierung hatte ihre besonderen politischen Traditionen, aber alle werden von einem Gedanken, einem Grundtrieb beseelt, der, so lange es eine Geschichte giebt, wirksam ist und sich immer mehr und mehr zum ausschließlich leitenden Princip entwickelt. Das ist die Idee der Staatsraison. Dem entsprechend beschäftigt sich das erste Capitel des ersten Buches ausschließlich mit diesem Thema, erörtert den Begriff der Staatsraison und beweist aus den Thatsachen und den Aussprüchen der Diplomaten und Regenten, wie offen und nackt die Alleinherrschaft der Staatsraison war, und mit welcher anstandslosen und frivolen Frechheit sich die ganze Welt zu ihren Lehren bekannte. Im zweiten Capitel zeigt der Verfasser, wie die ganze europäische Staatengesellschaft eine ähnliche Krisis durchzumachen hatte,

wie überall dieselben Mißbräuche und Mängel der bestehenden Ordnung, dieselben revolutionären Ideen, dieselben Versuche der Reform sich wiederholten. Das dritte Capitel beleuchtet die wichtige Rolle, die Frankreich als intellectueller Führer und Urheber der neuen Bewegung spielt, deutet die Mittel und Wege an, auf welchen sich der französische Einfluß geltend machte. Im ganzen zweiten Buche betrachtet er die innere und äußere Politik Frankreichs und im dritten — die aller übrigen Staaten. Man sieht, die Composition ist kunstlos einfach und läßt an Uebersichtlichkeit und Klarheit nichts zu wünschen übrig.

An persönlicher Begabung erreicht Sorel nicht seine Vorgänger. Er besitzt weder die philosophische, durchgereifte Gründlichkeit und Tiefe Tocquevilles, noch den brillanten Schwung und Glanz einer dichterischen Phantasie wie Taine. Dagegen überragt er den Letzteren an Maß, Vorsicht, Objectivität in seinen Schlußfolgerungen, wenn man auch seinen politischen Urtheilen, besonders, wo sich der Chauvinismus bei ihm bemerkbar macht, den Vorwurf der Subjectivität nicht immer ersparen kann. Jedenfalls ist er ein scharfer Denker und ein feiner Kopf mit einem klaren Blick für das Wesentliche. Sorel besitzt in hohem Maße die Gabe, verwickelte Verhältnisse kurz und treffend klarzulegen, etwa die politische Weltlage in einem gewissen Zeitpunkt mit ein paar Worten zu charakterisiren, oder den Grundunterschied im Charakter und Entwicklungsgang zweier Nationen, wie der englischen und französischen (S. 191), knapp und doch erschöpfend darzustellen.

Ähnlich wie Taine dem Fehler der Geistesrichtung verfallen ist, die er selbst so glänzend in seinem Werke analysirte, so hat sich auch Sorel nicht ganz von den Gewohnheiten des „klassischen Geistes“ frei halten können. Auch bei Sorel ist die Neigung bemerkbar, aus einem einfachen Begriff durch reine Logik die Vielheit einer complicirten historischen Erscheinung abzuleiten. Nur daß der anfängliche Kern nicht ein leerer und umfassender Allgemeinbegriff ist, wie der berühmte: „Der Mensch ist ein gutes und vernünftiges Wesen“ — sondern entweder in einem Urtheil beruht, das auf Grund einer einfachen und richtigen Totalanschauung entstanden ist — oder, wie Taine selbst verlangt, in einem inductiven Schluß besteht, der aus der richtigen erschöpfenden Zusammenfassung einer ausreichenden Summe empirischer Details hervorgegangen ist. Ein Beispiel für den ersten Fall finden wir in der Art und Weise, wie Sorel die ganze Politik Englands aus dem einen Factum ableiten will, daß das Land eine kaufmännische Insel ist (S. 336). «L'Angleterre est une île marchande, toute sa politique résulte de ce fait.» Für den zweiten Fall mag als Beispiel der Satz, S. 443, dienen, in welchem Sorel das Wesen der inneren Politik Oesterreichs definiert. «La monarchie Autriche est réduit à s'appliquer à

soi même les règles de conduite que dans leur perpétuelle rivalité et dans la continuelle opposition de leurs intérêts, les puissances de l'Europe suivent les uns à l'égard des autres.»

Wir müssen bei Sorel zwei wesentliche Elemente unterscheiden, die seiner geschichtlichen Auffassung und Urtheilsweise ihre eigenthümliche Form und Farbe geben: Die Beurtheilung der Ereignisse und Personen vom Standpunkte des internationalen Rechts und die augenscheinliche Anlehnung an Darwin'sche Principien. Jeder bedeutende Mensch muß zum Gedanken seines Jahrhunderts Stellung nehmen, entweder ihn bewußt abweisen, in der Ueberzeugung besser und richtiger zu denken, oder, wenn er ihn annimmt, versuchen, ihn in das Ganze seiner Weltanschauung hineinzuarbeiten und ihn fruchtbar werden zu lassen auf dem wissenschaftlichen Gebiet, für das er sich entschieden. Das Letztere ist nun Sorel entschieden gelungen, und er hat damit gewissermaßen einen neuen Beweis für die Wahrscheinlichkeit der gewaltigen Darwin'schen Hypothese geliefert. Denn die Größe, Tiefe, Wahrheit eines Gedankens erweist sich an seiner Fruchtbarkeit; eine je größere Fülle von Erscheinungen durch ihn besser erklärt, tiefer begriffen werden kann, desto wahrer ist der Gedanke. Bei Sorel finden wir hier und da technische Ausdrücke des Darwinismus, so «*exemple d'atavisme, habitudes accumulées*» zc. Natürlich ist das nur nebensächlich, aber ganz besonders wird man an Darwin durch den häufigen Gebrauch des Wortes Instinct und durch den Sinn und die Bedeutung, welche Sorel diesem Worte leiht, erinnert. Sorel ist überzeugt, daß die Hauptrichtungen der äußeren Politik, seit Jahrhunderten die gleichen, vom Instinct der Masse getragen und gefördert werden, und daß die Regierungen, wenn sie immer wieder dieselbe Politik einschlagen, nicht ausschließlich den verstandesmäßigen Erwägungen des Augenblicks folgen, sondern unter dem Druck und dem Gebote der Masse handeln. — Die wesentlichen und, man kann auch hinzufügen, gesunden zweckmäßigen Richtungen der äußeren Politik ergeben sich aus der Natur der Dinge, oft einfach aus der geographischen Lage; — aber der nationale Instinct erräth sie, bevor das Urtheil sie erkennt. «*Arrêté par l'Océan, les Pyrénées, la Méditerranée, les Alpes, a royauté française ne pouvait s'étendre que vers l'est et vers le nord. La politique française avait été dessinée par la géographie. L'instinct national la suggéra avant que la raison d'état la conseilla.*» Wir finden hier das Wort Instinct ganz in naturwissenschaftlichem Sinne angewandt: eine in allen Gliedern der Gattung vorhandene gleiche zweckmäßige Richtung des Willens, die von einer Erkenntniß der Zweckmäßigkeit nicht begleitet ist. Aehnlich wie bei Darwin die Sittlichkeit aus den angeborenen socialen Instincten abgeleitet wird, so wird bei Sorel die äußere Politik aus den angeborenen

politischen Instincten der Nation abgeleitet. Und dieselben Momente wie bei Darwin spielen auch hier als mitwirkende Factoren eine nicht unbedeutende Rolle: Urtheil der Gewohnheit, die Macht der öffentlichen Meinung. Der nationale Instinct erräth die Politik. Aber die vernünftige Ueberlegung, die klare Einsicht der geistigen Spitzen der Nation und die durch sie erzeugte öffentliche Meinung unterstützen, festigen und klären die Forderungen des nationalen Instincts. Die schwungvolle Begeisterung patriotischer Poeten und Geschichtsschreiber wecken die in jedem Gliede der Nation ruhende Weisheit und reizen seine schlummernde Kraft. Sie offenbaren ihren Landsleuten, was sie eigentlich wollen und was sie eigentlich sollen. Sie sind die Fackeln und die Feuerbrände ihrer Nation, entflammen ihre Thatkraft und beleuchten ihr das Ziel und den Weg. Aber auch ohne ihre Offenbarung ist sich das Volk in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. Die Richtung und Beschaffenheit und die Kraft und Wucht der nationalen Politik entspringt unmittelbar aus der unerschöpflichen Quelle des Unbewußten, aus der Stärke des angeborenen und ererbten Instincts, den jeder Bürger in seinem Herzen trägt. Und die vom ererbten Instinct getragenen Formen der Tradition entscheiden unmittelbar und unwillkürlich bei jedem Gliede der Nation die Art und Weise, wie es die neuen Ideen der Zeit deutet und auf sie reagirt: «*Leur action sur les esprits est tout instinctive et d'autant plus impérieuse que les esprits s'attendent moins à la subir. Dans les crises, qui le prennent à l'improviste, l'homme ne trouve point en lui d'autre ressource, et qu'il le veuille ou non, qu'il s'en rende compte ou qu'il l'ignore — il subit l'influence des données acquises et des passions régnantes en lui et dans son milieu. C'est avec ces éléments qu'il conçoit les idées nouvelles et tente de les réaliser.*»

In den sittlichen Instincten der Individuen spricht die Gattungsweisheit, der vernünftige Selbsterhaltungstrieb der Gattung, der das Individuum zu Handlungen bewegt, die zum Wohl der Gattung gereichen. In ähnlicher Weise faßt Sorel die traditionellen politischen Instincte. Auch sie sind zweckmäßig und unentbehrlich für Bestand und Gedeihen der Nation, und Sorel deutet darauf hin, daß jede Abweichung von ihnen schlimme Folgen nach sich ziehe — d. h., daß jede dem Gattungsinstinct zuwider laufende Handlung der Gattung schädlich sei. So war die Feindschaft mit Oesterreich seit Jahrhunderten traditionell (S. 257). «*Les intérêts de la France voulait cette lutte, l'instinct national le commandait.*» Als man im 7jährigen Kriege mit der Tradition brach und ein Bündniß mit Oesterreich einging, nahm die Sache, wie man weiß, für Frankreich einen schlimmen Ausgang (S. 291): «*L'alliance de 1756, qui avait été à son*



début et sous sa première forme un expédient habile, devint un système politique et le plus désastreux de tous. Sans rien gagner en territoire la France perdit sa considération en Europe.» Charakteristisch sind später noch folgende Bemerkungen: «La nation sentait cet abaissement. Elle en était d'autant plus irritée que le nouveau système de l'état déroulait toutes ses traditions.» — Neben den gesunden und nützlichen Instincten finden wir auch verderbliche, die ebenso erblich sind, und deren Tradition bis in die frühesten Zeiten hinabreicht. Von ihnen wird die Nation ebenfalls mit gewaltiger impulsiver Kraft gepackt, aber sie herrschen nur kurze Zeit, und das gesunde Urtheil des Volkes erkennt sie bald als Verirrungen und giebt sie dann auf (S. 282). Ein solcher Instinct ist bei den Franzosen das Streben nach Weltherrschaft, das in der Geschichte mehrmals merklich hervortritt und in den Großthaten Napoleons vorübergehend zum Theil verwirklicht wurde. Sorel verurtheilt diese Politik aufs Schärffste und bezeichnet die Pläne Napoleons (S. 542) «un idéal insensé d'éclat et de grandeur». — Die Entscheidung darüber, welche Richtungen der Politik vernünftig, welche unvernünftig, welche erlaubt, welche nicht erlaubt sind, ergibt sich bei Sorel aus Principien des Völkerrechts. Sorel betrachtet die Geschichte Europas im Lichte des internationalen Rechts, und dieser neue Gesichtspunkt erweist sich außerordentlich fruchtbar. Sorel wird dadurch in den Stand gesetzt, im bekannten Gang der Dinge neue interessante Zusammenhänge, überraschende Analogien u. zu entdecken. Und zugleich bringt es diese Auffassung mit sich, daß der sonst kalte, wissenschaftlich nüchterne Stil die sympathische Wärme sittlicher Ueberzeugung erhält. Das ganze Buch enthält über den moralischen Werth und Unwerth politischer Systeme und ihrer Vertreter eine Fülle eigenartiger und bestimmter Urtheile, die vom hohen und sittlichen Standpunkte des Verfassers ehrenvolles Zeugniß ablegen. — Sorel ist überzeugt, daß im Fortschritt der Cultur Principien des Völkerrechts und Anschauungen der internationalen Staatenmoral in der politischen Welt immer mehr an praktischer Geltung gewinnen und die Politik der Cabinetes bestimmen müssen. Das Völkerrecht in der Wissenschaft und praktischer Politik ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert findet man noch nichts davon, im Gegentheil, hier hat der unverhüllte brutale Egoismus der Staatsraison seinen Gipfelpunkt erreicht. Sorel drückt sich sehr scharf über dieses Factum aus. «Ces abus résultaient de la coutume, mais la coutume n'avait jamais été interprétée avec ce cynisme de logique et poussait dans l'application jusque ces scandaleuses extrémités.» So durfte es nicht bleiben und so ist es auch nicht geblieben. Im 19. Jahrhundert hat die Menschheit eine höhere Stufe erreicht, wenn sie auch noch weit genug vom

Ziele steht, das Sorel vorzuschweben scheint. Seine Wünsche lassen sich vielleicht so ausdrücken: Ebenso wie im Laufe der Geschichte die persönliche Freiheit des Bürgers, seine rechtliche Stellung gegenüber der Regierung erhöht und verbessert wurde und über ihm das Gesetz und das Recht und nicht mehr die willkürliche Gewalt des Regenten steht, ebenso soll der Staat in der Staatengesellschaft sein Recht und seine Freiheit besitzen, und sein Verhältniß zu den übrigen durch Recht und Gesetz, nicht durch Gewalt des Stärkeren geregelt werden. Oder vielleicht klarer: wie der Staat dem Egoismus des Einzelnen unüberschreitbare Grenzen vorschreibt, ihn zügelt zum Wohl des Ganzen und dadurch mittelbar wieder des Einzelnen, ebenso sollte auch ein internationales Recht den Egoismus der Einzelstaaten zum Wohl der ganzen Staatengesellschaft und dadurch mittelbar ihres Gliedes — mäßigen. Ob das aber möglich ist? Wohl kaum! Im Staat giebt es über den Bürgern eine Regierung, d. h. eine Gewalt, welche den Einzelnen zwingt, seinen Egoismus einzuschränken und die Rechte des Nächsten zu respectiren: das Recht wird durch die Macht vertreten und aufrecht erhalten. — Ueber den Gliedern der Staatengesellschaft giebt es keine die einzelnen zu Recht zwingende Gewalt, welche alle Ueberschreitungen verhindern und strafen könnte. Und das Uebereinkommen aller Staaten unter einander, gewisse internationale Rechtsbestimmungen aufrecht zu erhalten, indem jede Uebertretung von der gemeinsamen Action aller übrigen geahndet werden soll — hat sich doch in der Praxis als ungenügende Garantie erwiesen.

Aber auch davon war, wie wir gesehen, im 18. Jahrhundert noch nicht das Geringste zu spüren. Und auch die französische Revolution hat an dem herrschenden Princip der Staatsraison nicht zu rütteln vermocht. Das hat Sorel im Schlußcapitel sehr hübsch ausgeführt (S. 544). Die Republik hatte über die Coalition der Großmächte gesiegt: «elle a vaincu ses ennemis, elle a opéré de magnifiques conquêtes; mais pour les conserver en paix il faut traiter pour traiter, il faut négocier et négocier, c'est rentrer dans la coutume. Il n'existe qu'une notion commune, sur laquelle la vieille Europe et la France républicaine puissent s'entendre et s'accorder, c'est la raison d'Etat . . . toutes les traditions renaissent d'elles mêmes avec les négociations. Les révolutionnaires ne brisent point les traditions, ils les continuent.» Dennoch hat die Revolution ein Großes erreicht und im Leben der Völker einen gewaltigen Fortschritt bewirkt: «Les nations avaient été longtemps à leur insu toute la raison d'être, toute la force vive, et si l'on peut parler ainsi, toute la sère de l'histoire: la révolution française les appela à la conscience d'elles mêmes et décida leur avènement (S. 547). Allerdings hat, wie Sorel selbst betont, die Revolution dieses

Ziel weniger dadurch erreicht, daß sie das Souveränitätsprincip der Nation in ganz Europa aufgebracht, als gerade dadurch, daß sie, ihrem eigenen Princip untreu, die Völker unter das Joch der französischen Herrschaft beugen wollte, was bekanntlich Frankreich schlimme Früchte eintrug (S. 541, 542, 546). *C'était l'étrange destinée de la révolution française de se retourner contre la France, dès que les français fausseraient eux mêmes le principe et en feraient un instrument de conquête et de domination.* Frankreich erlag unter dem wuchtigen Angriff der vereinigten Nationen, welche sie selbst zum Bewußtsein ihres Rechts und damit ihrer Kraft geweckt hatte. „Denn jede Nation hat ihr ursprüngliches Recht und ein unbezwingliches Innere.“ (Rankes Weltgeschichte, Band I, Vorrede S. VIII.) Ihr Recht besteht darin, frei und unabhängig zu leben und ihrem angeborenen Wesen und ererbten Charakter treu zu bleiben. Niemand hat das Recht, einer Nation ihre Existenz und die Art ihrer Existenz streitig zu machen. Niemand hat das Recht, aber Niemand hat auch die Macht dazu. Denn jede Nation ist in dem Augenblicke nicht mehr zu vernichten, wo sie fühlt, daß man sie vernichten will. Sobald der innerste Kern eines Volkes angegriffen wird, mit seinen seit Jahrhunderten von Generation zu Generation vererbten Grundinteressen, Gefühlen, Instincten, Gewohnheiten, Bestrebungen *zc.*, erhebt es sich in unwiderstehlicher Kraft und schüttelt den Angriff ab. Es giebt also gewissermaßen Privatrechte der Nationen, wie es Privatrechte der Individuen giebt, und wenn man sie mit Füßen tritt, wird hier in den Individuen, dort in den Nationen der Selbsterhaltungstrieb auf das Aeußerste angefacht, und keine Gewalt der Erde kann sie dann bezwingen. Das hat die französische Revolution und Napoleons Niederlage bewiesen: Völker und Individuen behaupteten ihr Recht und erkämpften ihre Freiheit.

Wie wir schon andeuteten, hat sich Sorel von Chauvinismus noch weniger frei halten können, als seine Vorgänger. Die Nationaleitelkeit giebt seinem Werke die übliche spezifisch-französische Färbung. Sorel ist überzeugt, daß die Franzosen die erste Nation der Welt sind, und legt dieses Glaubensbekenntniß an vielen Stellen nieder: *«quelle (nation) peut reprendre ce beau rôle de modératrice de l'Europe et de tutrice de la paix? (S. 289) — ils continuaient la plus brillante des traditions de leur histoire, la conquête intellectuelle du monde (S. 430) . . . les semeurs par excellence de la civilisation moderne — et continuaient ainsi d'exercer en Europe cette noble magistrature que leur histoire semblait leur avoir destinée.»* Kurz, er ist überzeugt, daß Frankreich im europäischen Staatenorchester stets die erste Violine gespielt und als solche fast ausschließlich allein mit der Melodieführung in der großen Symphonie

der Geschichte betraut war. — Auch in der Beurtheilung der eigenen und der fremden Politik und ihrer Vertreter macht sich der nationale Standpunkt als Schönfärberei geltend. Nach Sorel sind die herrschenden Ideen das eigentlich Bestimmende für die Handlungen der Politiker. Ihrer zwingenden Gewalt gegenüber, gegenüber dem herrschenden Princip der Staatsraison, hört die individuelle Freiheit und damit auch die individuelle Verantwortlichkeit der Persönlichkeiten auf. So daß, was früher zu einem Tadel der Person, jetzt zu einem Tadel der allgemein befolgten Maxime politischen Verfahrens wird. Aber, wohlbermerkt, die unmenschliche Brutalität eines Louvois wird aus der allgemein verbreiteten Methode der Kriegsführung mit ein paar Worten entschuldigt, während die Politik Friedrichs des Großen als klassische Verkörperung des egoistischen Princips der Staatsraison in ihrem frivolen Cynismus eine recht scharfe individuelle Verurtheilung erfährt. Aber gebührt ihnen auch nicht immer das Lob der Objectivität, so besitzen Sorels Urtheile doch andere Vorzüge. Sie verrathen alle eingehende Kenntniß, sind gut belegt und mitunter auch geistreich und originell. Sympathisch berührt die ungemein scharfe und bestimmte Beurtheilung des sittlichen Werthes. Lob und Tadel sind stets offen und ungeschminkt. Aber erfahren wir auch immer ganz genau, was der Verfasser von jeder Persönlichkeit hält, so leiden seine Charakteristiken als Portraits doch an einem fühlbaren Mangel. Diese Portraits sind meist sorgfältig ausgeführt, mit einem verschwenderischen Reichthum geistreicher Feinheiten versehen; er giebt von jeder Person, ihrer Art sich zu geben und zu leben zc. eine Unzahl von Attributen, die wohl, auf genauer Kenntniß der Thatsachen beruhend, durch richtige Reflexion entstanden sein mögen, — sich aber nicht zu einer compacten deutlichen Gesamtvorstellung einigen lassen, d. h. es geht ihm wie vielen modernen Naturalisten und Nachtretern Zolas, die ohne den Tact ursprünglich-dichterischer Begabung, in ihrer Schilderungsmanie unzählige durch peinlich-genaues Studium gefundene Eigenschaften eines Dinges der Reihe nach herzählen und sich dann sehr wundern, wenn der Leser trotz aller Mühe nur ein sehr confuses, jedenfalls gar kein einheitlich klares Bild von dem Geschilderten empfängt. Dieser Mangel dichterischer Begabung verräth sich schon im Stil. Er ist geschmackvoll, elegant, glatt, klar, sauber durchgearbeitet und gefeilt, aber im Ganzen bildlos, kalt raisonnirend. Ihm fehlt die farbige Fülle, aber auch die gedrungene Wucht und das klassische Maß Tocquevilles. Ueberhaupt geht ihm jede subjectiv-originelle Färbung ab. Die Sprache sitzt dem Autor, wie ein eleganter, tadelloser Frackanzug, an dem man nichts besonders zu loben und auch nichts besonders auszusetzen hat, und von denen es Dugende in den Salons der feineren Welt giebt. Nicht ganz angenehm berührt eine unverfennbare Neigung zum

Rhetorischen, und hier und da nähert sich der Verfasser bedenklich der gefährlichen Grenze, wo der Gedanke aufhört und die Phrase beginnt. Bei feierlichen Gelegenheiten erscheint der Autor im oratorischen Fest- und Galagewand. Dann fehlt es nicht an berechneten stilistischen Effecten und Steigerungen z.: «le révolution devient une doctrine, une religion, un dieu» (S. 172). Dann giebt es aber weitläufige, mit großer Sorgfalt ausgespinnene Metaphern à la Taine (S. 193, 330), bisweilen so lang, daß sie eine halbe Seite einnehmen. Auch die Antithese spielt bei Sorel entschieden eine zu wichtige Rolle als Stilmittel. Das ganze Werk ist mit ihnen überfüet. Fast auf jeder Seite blühen und funkeln ihrer Duzende. Die Antithese erscheint bei Sorel geradezu wie die angeborene Form seines Denkens. Gewiß hat sie ihre Vorzüge, sie giebt der Sprache stechende Schärfe und Deutlichkeit, aber wenn zu häufig, wird sie ermüdend, und bisweilen scheint sie der unbefangenen einfachen Anschauung der Dinge im Wege zu stehen: die spröde Wirklichkeit wird manchmal, mag sie wollen oder nicht, in die Enge einer Antithese gequetscht, daß die Wahrheit dabei entschieden zu kurz kommt. Sehr häufig gelingt es dem Verfasser allerdings, eine interessante neue Wahrheit in der knappen, scharfen Form der Antithese ungemein wirksam auszudrücken.

H. L.





## Pirogows Erinnerungen an Dorpat.

(Schluß.)

So habe ich denn, je länger ich in Dorpat lebte und je vertrauter ich mit den Deutschen und dem Geiste germanischer Wissenschaft bekannt wurde, um so mehr sie achten und schätzen gelernt. Ich bin in meinem Herzen Russe geblieben, habe die guten und schlechten Eigenschaften meiner Nationalität beibehalten, aber mit den Deutschen und mit dem Culturgeiste des deutschen Volkes bin ich auf ewig verbunden durch die Bande der Achtung und Dankbarkeit, ohne jegliche Blindheit gegen das, was beim Deutschen wirklich unerträglich für den Russen, oder vielleicht überhaupt für den Slaven ist. Der unliebenswürdige, oft hochmüthige, zuweilen verächtliche und dazwischen wieder mißgünstige Blick des Deutschen auf Rußland und die Russen, seine Voreingenommenheit für alles Deutsche wurden mir nicht angenehmer, aber ich lernte diesen Blick etwas gleichgiltiger betrachten und, wenn ich ihn im Ganzen auch nicht billigte, mir doch ohne Aufregung und Erbitterung ad notam nehmen, was in diesem Blicke Wahres enthalten war.

Doch gehen wir zu Thatsachen über.

In den dreißiger Jahren rühmten sich die baltischen Edelleute und die ganze gebildete Gesellschaft der Ostseeprovinzen mit ihnen der Freiheit ihrer Bauern.

„Bei Euch, dort in Rußland, giebt es noch Leibeigene,“ prahlten einige Studenten, „bei uns schon lange nicht mehr. Bei uns sind Alle frei, unser Land ist ja auch der Kopf Rußlands.“

„Wer hat nun wieder, meine Herren, sich das ausgedacht,“ hörte ich ebenfalls in Dorpat, „daß die russische Regierung die Ostseeprovinzen bei



ausländischen Banquiers verpfändet hat? Was für ein Unsinn! Man verpfändet wohl Güter, Ländereien, aber wo hat man je gehört, daß Jemand seinen Kopf oder seine Augen verpfändet habe!"

Viel witziger und gerechter, wenn auch nicht weniger traurig für die russische Eigenliebe, war die Antwort Moiers an Faddej Bulgarin<sup>1</sup> bei folgender Gelegenheit:

Faddej Benediktowitsch hatte nach Gewohnheit auf einem Diner bei einem dörrptischen Gutsbesitzer dem Weine zu stark zugesprochen und fing nun an in der tactlosesten Weise zu schwadroniren. „Warten Sie nur mal," schrieb er, „Sie werden es noch erleben, daß die russischen Fahnen an den Ufern des Rheines flattern."

Alles gerieth in Aufruhr. „Was? Wie? Nein, das ist doch zu frech!" ertönte es aus dem allgemeinen Lärm. Bulgarin war überglücklich, daß es ihm gelungen war, die Deutschen in Harnisch zu bringen. Als der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, wandte sich Moier, der auch auf dem Diner war und wegen seiner Verwandtschaft und nahen Bekanntschaft mit Russen für einen Halbrossen galt, plötzlich ruhig und gelassen an die Aufgeregten und an Bulgarin:

„Nun, meine Herren, es ist doch möglich; die russische Armee kann den Rhein erobern; aber, wissen Sie, Faddej Benediktowitsch, was dann sein wird?" — wandte sich Moier an Bulgarin. Faddej Benediktowitsch, der sich schon gefreut hatte, in Moier eine Stütze zu finden, war etwas betroffen und stotterte einige unverständliche Worte.

„Wenn Sie wünschen, so werde ich es Ihnen sagen," fuhr Moier fort; „dann wird man die Weinreben am Rheine ausreißen und — Zwiebeln pflanzen."

Nicht wahr, sehr treffend? Und jeder unbefangene Russe wird sagen, daß es richtig ist. Die dumme, aufgeblasene und im Grunde doch geheuchelte Prahlerei des betrunkenen Faddej konnte nicht besser abgefertigt werden. Ein anderes Mal nahm Moier die russische Regierung gegen den deutsch-französischen

<sup>1</sup> Die tiefinnerliche Antipathie Pirogows gegen Bulgarin bricht überall durch. Eine wie gefürchtete Persönlichkeit dieser „literarische Spitzel" war, mit dem Keiner gern etwas zu thun haben wollte, zeigt folgender Vorfall aus dem Leben Schufow'sky's, dessen reiner, edler Sinn eine Berührung mit Bulgarin wie eine Befleckung empfand. Schufow'sky hatte ursprünglich, ganz harmlos, in seinem „Froschmäuler-Krieg" den Kater „Faddej Murlyk" genannt; „damit man nicht glaube, er habe es auf Faddej Bulgarin gemünzt", taufte er den Kater in „Fedot" um, und so hieß es denn ganz unversehentlich „этот хитрый котёнок, Федотъ Мурлыка, для насъ наказаніе Божіе". Bulgarin hätte sich auch gewiß nicht gefreut über den Leichengesang der Mäuse: „повѣшенъ Мурлыка, повѣшенъ котъ окалянный," oder über die Leichengede: „Жилъ Мурлыка, котъ симбирскій, ростъ богатырскій, сидая шкурка, усы какъ у турка, былъ онъ ошпенъ, на кражѣ повѣшанъ, за то и повѣшенъ."

Liberalismus in Schutz. Die französische Revolution von 1830 hatte auch den Deutschen den Kopf verdreht und einer von ihnen, der unlängst eingetroffen und bei Moier zu Gast war, fing an, die neue französische Regierung auf Kosten Rußlands zu loben.

„Was reden Sie da!“ rief Moier: „ich will doch lieber von einem Löwen aufgefressen, als von einem Haufen Ameisen zu Tode gequält werden.“

Moier liebte und verehrte den neuen Zaren (Nikolai Pawlowitsch). „Alexander I. gleich einem französischen Marquis,“ sagte er, „aber Nikolai, das ist ein Herrscher, wie er sein soll.“

Bei einem Besuche in Petersburg erzählte mir Moier später einmal mit Entzücken von einem Droschkenkutscher, mit dem er gefahren war.

„Mit einem Male sehe ich“ — erzählte Moier — „daß mein Kutscher die Mütze abnimmt und unbedeckten Hauptes fährt. — „Was machst Du da?“ frage ich ihn. „Dort ist Er selbst vorbeigefahren, Er selbst.“ — Eine bessere Bezeichnung für den Zaren kann man gar nicht ausdenken.“

Aber wie sehr sich auch vor uns die baltischen Kulturträger der dreißiger Jahre mit der Freiheit ihrer Bauern brüsteten, so viel war doch klar, daß es mit dieser Freiheit einen Haken hatte. Die Armuth des Bauernstandes lag offen zu Tage; ja auch die Gutsbesitzer befanden sich keineswegs in behaglichen Verhältnissen, und ihre Güter gingen nur zu oft in die Hände von Arrendatoren über (die mich lebhaft an die polnischen Arrendatoren des Südwestgebiets erinnerten). Die Ursache schrieb man der Stumpfheit und dem Idiotismus des estnischen Bauern zu. Ich weiß nicht, wie es jetzt ist, aber damals waren eine Menge Anekdoten über die angeborene Stumpfheit und Beschränktheit der Esten im Gange. Man erzählte z. B. als Thatsache, daß ein Bauer, welcher gehört hatte, daß man Geld auf Zinsen legen und jährliche Procente erhalten könne, hundert Rubel auf ein ganzes Jahr in die Erde vergraben habe; nach Ablauf dieser Frist nimmt der unternehmende Este sein Geld wieder heraus, überzählt es einige Male und läuft zum Gemeindegerecht, heult und schreit, daß man ihn bestohlen habe.

„Was und wie viel hat man Dir denn gestohlen?“ fragt der Richter.

„Ich weiß nur,“ antwortet der Este, „daß ich hundert Rubel vergraben habe.“

„Nun, und wie viel hast Du denn wieder ausgegraben?“

„Wieder nur hundert.“

„Worüber klagst Du denn eigentlich?“

„Man hat mir doch gesagt, niedergelegtes Geld müsse wachsen und zunehmen; warum hat denn mein Geld ein ganzes Jahr gelegen und nicht zugenommen?“

Das Unvermögen der Eften zu rechnen und zu combiniren war augenfällig. Eier, Aepfel u. dgl. kaufte man bei den Bauern auf dem Markte nicht anders, als indem man für jedes Stück je eine Kupfermünze hinlegte; z. B. es werden Eier gekauft zu einem Kopeken das Stück: der Käufer nimmt ein Ei und legt einen Kopeken hin, darauf ein zweites und so fort. Das habe ich selbst häufig gesehen.

In der Klinik kamen auch sehr ergötzliche *qui pro quo's* vor, die nicht gerade zu Gunsten des estnischen Fassungsvermögens zeugten. Die den kranken Bauern verabfolgten Medicamente wurden beim Gebrauche häufig verwechselt, ein äußerliches Mittel innerlich genommen und umgekehrt. So wurde auch eine ergötzliche Geschichte von der Heilwirkung von Apothekerforken auf Eften erzählt. Ein kranker Bauer hatte aus der Apotheke der Klinik irgend ein Medicament erhalten und war darauf nicht wieder erschienen. Nach einem Monat kommt er wieder in die Klinik und bittet um dasselbe Mittel, das damals nach seinen Worten „wie mit der Hand“ die Krankheit vertrieben hatte; und da sie sich jetzt wieder eingestellt, so sei er gekommen, um sich das heilkräftige Mittel zu holen. Man schlug nach in den Büchern, erkundigte sich in der Apotheke, bei den Praktikanten, endlich beim Apotheker selbst, der sich des Kranken deutlich erinnerte und gab dem Bauern das Medicament. Der Bauer erscheint darauf wieder in der Klinik und behauptet, das sei nicht dieselbe Medicin, wie früher; man verabfolgt ihm dasselbe Mittel in verstärkter Dosis; alles umsonst.

„Geben Sie mir, um Gottes willen, das, was ich in der ersten Medicin aufgeessen habe,“ bittet der Bauer mit tiefem Bückling.

„Wie? aufgeessen? Das Mittel war ja flüßig!“

„Freilich war es flüßig,“ war die Antwort, „aber in der Flüssigkeit schwammen Korkstückchen; die haben mir ja auch geholfen, als ich sie aß.“

„Was faßelst Du da?“

Die Erzählung des Kranken interessirte die Kliniker; man stellte Nachforschungen an. Endlich kam der Apotheker darauf, wie es sich damit verhielt; er wurde anfangs verlegen, stotterte und wollte etwas vertuschen, aber hielt es schließlich nicht aus und gestand, daß er einige alte große Gläser mit nachgebliebenen Korken gehabt und in ein solches auch die Medicin eingegossen habe.

Auch nicht zu Gunsten estnischen Scharfsinnes zeugt die Postglocke, welche zu meiner Zeit im klinischen Cabinet aufbewahrt wurde und von Moier einem Eften ausgezogen worden war. Derselbe hatte an Verstopfung gelitten und statt für Erleichterung zu sorgen, kam er auf den Einfall, sich einen Keil von außen einzuschlagen. Die Glocke saß tief und fest und konnte nur mit großen Schwierigkeiten im Laufe einiger Tage entfernt werden.

Aber selbstverständlich beweisen alle diese Zeugnisse estnischer Unbegabtheit noch nicht, daß diese Unbegabtheit auch wirklich die Ursache der Armuth der Landbevölkerung war. Erstens schon darum nicht, weil der Est, trotz seiner mangelhaften Entwicklung, nicht faul, sondern ausdauernd und arbeitssam ist; davon konnte sich jeder von uns überzeugen, er brauchte nur auf das Feld zu gehen und zu sehen, mit welcher ausdauernder Arbeit der Bauer auf dem steinbesäeten Boden pflügen mußte. Dann ist das baltische Gebiet auch nicht bloß von Esten bewohnt, sondern auch von Letten, die den Esten durchaus nicht ähnlich sind. Nicht umsonst ist die Sprache des Letten dem Sanskrit so ähnlich; der Lette steht auch dem Slaven sehr nahe und Niemand wird ihn einen Idioten nennen.

Gleich am ersten Tage unserer Ankunft in Dorpat mietheten wir zur Bedienung ein Ehepaar: der Mann — Est, das Weib — Lettin. Der Mann, Johann, der Typus eines Esten: ungewandt, schwerfällig, beschränkt, übrigens sehr ehrlich und arbeitssam, war eigentlich nur zum Tragen schwerer Lasten zu gebrauchen; er war ein stämmiger, vierschrötiger Bursche. Bis zum Extrem lächerlich war er durch seine Unbeholfenheit und die allen Esten eigene Unfähigkeit s vor t auszusprechen; statt *ctakarab* kommt *takarab*, statt Stiefel Tiesel heraus. Ein ganz anderes Geschöpf war sein Weib Lena, die Lettin: rührig, immer mit etwas beschäftigt, sauber, accurat, immer mit einer weißen Haube und Schürze, konnte Lena überall zur rechten Zeit fertig werden und überallhin zweimal schneller als ihr Mann kommen; sie verstand gut Deutsch und sprach für den Mann; sie verstand gut zu rechnen und zu lesen. Lena war eine Pietistin und sang am Sonntagmorgen im Bethause Psalmen, und zuweilen, wenn sie allein im Zimmer war, sang sie halblaut Gesangbuchlieder. Sie hat volle zehn Jahre bei mir gedient; fünf Jahre bei mir und Inosenzow, als wir zusammen auf der Klinik wohnten, und fünf Jahre, als ich Professor in Dorpat war; da besorgte sie allein mein ganzes Hauswesen, auch wenn, was freilich selten vorkam, bei mir Professorenabend war. Da ging nichts verloren, nichts kam weg; nie habe ich mich mit Lena gezannt, ihr nie, eben so wenig wie sie mir, ein grobes Wort gesagt. Als sie mich und Inosenzow bediente, mußte man ihren Tact und ihre Gewandtheit in Gegenwart der jungen Leute bewundern, welche sich bei Inosenzow zuweilen versammelten und eine ziemlich derbe Sprache führten. Lena, die aufmerksam bediente, that, als höre und merke sie nichts; wenn einer zu weit ging und sich direct an sie wandte, ließ sie ihn so gewandt und artig ablaufen, daß er sich sofort auf die Zunge biß.

Für mich waren immer die Beziehungen der Esten und Letten zur deutschen Kulturschicht von hohem Interesse. So oft ein Est oder Lette Städter wurde, sei es nun Handwerker oder Schüler einer städtischen Schule,

so verwandelte er sich (oder versuchte es wenigstens) in einen Vollblutdeutschen. Und wie viel tüchtige und begabte Aerzte und Handwerker mit deutschen und undeutschen Namen sind nicht aus den Esten und Letten in die deutsche Intelligenz übergegangen.

Viele von diesen vergaßen zu meiner Zeit ihre Herkunft und suchten sie zu vergessen, indem sie sie verbargen oder sich ihrem Volke gegenüber von oben herab benahmten. Jetzt scheint eine Art Reaction einzutreten. Ich habe auch nur von der Dienerschaft, von dem Gegensatz zwischen Herren und Volk gehört. Lena erzählte mir, daß die Bauern die „Sachsen“ (Herren) nicht lieben, aber von sich schwieg sie; sie rechnete sich offenbar schon zu einer anderen, cultivirteren Schicht. Der Haß, oder wenigstens die unfreundliche Gesinnung des Landvolkes gegen seine Sachsen begann zu Ende der dreißiger Jahre sich zu zeigen, vorzugsweise während der Hungersnoth, und da sprach man denn freier und lauter von den Mängeln, Lücken und Fehlern in der Agrarfrage. Die Russen, welche den Zustand des Landvolkes im Ostseegebiet kannten, äußerten zuerst, daß die Armuth und Unzufriedenheit nicht von der Faulheit und Stumpfheit des Volkes, sondern davon herrühre, daß man dasselbe bei der Emancipation ohne Land gelassen habe. Dem ist so; aber unsere Volksfreunde vergaßen und vergessen auch heute noch, daß es vor 60 und mehr Jahren bei uns gar nicht anders möglich gewesen wäre, die Bauern vom Joch der Leibeigenschaft zu befreien, als dadurch, daß man das Land den Gutsbesitzern ließ. Leibeigene und Leibeigenschaft jener Zeit war eben ganz was Anderes als heutzutage.

In Livland hörte ich von alten Leuten erzählen, daß Alexander I. nach der Befreiung der Bauern im Ostseegebiet diese Maßregel auch im benachbarten Pskowschen Gouvernement habe versuchen wollen; aber nach seiner Ankunft in diesem Gouvernement sei er von dem rigaschen Generalgouverneur Paulucci vor einem Attentat gewarnt worden, man wolle ihn vergiften. Diese Verschwörung habe den Kaiser abgeschreckt, und so sei seine Absicht, die Bauern im Gouvernement Pleskau zu befreien, aufgeschoben worden.

Wie nun immer auch die Beziehungen der Bauern zur Intelligenz des Ostseegebietes zu Anfang und Ende der dreißiger Jahre waren, das steht fest, daß weder Bauern, noch Städter, noch die Intelligenz der Ostseeprovinzen zu jener Zeit irgend welche Sympathien für Rußland und russisches Wesen hegten. Im Estnischen hatten Russen und Tataren dieselbe Bezeichnung; die russische Sprache in den Schulen lag darnieder und Niemand lernte sie, freilich durch die eigene Schuld der Regierung; die russische Gesellschaft, auch ohnehin klein, blieb vollständig isolirt. Nur unser Professoreninstitut bildete einigermaßen ein Band zwischen der baltischen Intelligenz und

unserer vaterländischen. Das Land wurde nach eigenen Provinzialgesetzen, durch Landtage, Landrätthe u. regiert. Sogar das Geld war provinziell, sui generis, aus Leder und Carton. Wir erhielten unsere Gage aus der Kreisrente in Päckchen von viereckigen Leder- und Cartonstückchen, von der Größe einer Visitenkarte.

Ich weiß nicht, wer — ob städtische oder Gouvernementsbehörden — das Recht hatten, diese Münze in Umlauf zu setzen; sie war nicht höher als 2 Rubel und nicht geringer als 50 Kopeken Banco. Es ist kein Wunder, daß in dem Lande über russische Gesetze und russisches Recht keine schmeichelhaften Begriffe herrschten.

Als Moier einst mit mir über die Straße ging, sah er einen Esen, der unbarmherzig mit einem Stocke auf sein Pferdchen einhieb, das mit einem Fuder Holz im Schmutze stecken geblieben war. Sieh' da, mein Moier, der ewig Ruhige und Vernünftige, springt auf den Bauer zu und giebt ihm einige Genickstücke, indem er auf estnisch ihn anschie und offenbar für das unglückliche Pferd eintrat. Ich stehe auf dem Trottoir und betrachte mit Verwunderung diese unerwartete Scene. Da kommt Moier zurück und sagt: „So ist's mit der Gerechtigkeit in Rußland (d. h. man kann ungestraft auf der Straße prügeln).“

„Das heißt,“ dachte ich bei mir, „Deiner Ansicht nach ist nicht der schuldig, der einen Menschen wegen eines Pferdes prügelt, sondern der, welcher dies zu hindern im Stande ist.“

„Herr Doctor Wachter, Sie sind dummer, als die russischen Gesetze dieses erlauben,“ sagte im Colleg ein anderer Professor.

Das war ein Original, ein eingefleischter Deutscher, geistreich und begabt, von riesigem Gedächtniß (er kannte den „Oberon“ von Wieland beinahe auswendig), aber ein bitterer Säuser, der Professor der Anatomie Cichorius<sup>1</sup>, ein alter Junggeselle, der Tag und Nacht zu Hause bei

<sup>1</sup> Ueber diesen Kauz erzählt Anders 228 f.: „Er war der vollkommene Gegenjag zu Erdmann: höchst formlos, höchst rücksichtslos in seinen Aeußerungen, durchaus ein Bonvivant. Er las früh um 8 Uhr Morgens und verdoppelte gegen Schluß des Semesters die Stunden, wo er dann oft schon um 6 Uhr Morgens begann. In seiner Vorlesung über gerichtliche Medicin bin ich mehrmals als Hospitant gewesen. Er citirte da höchst ausdrucksvoll Stellen aus Schillers Gedicht „Die Kindsmörderin“ u. a. m. Pitavals Causes célèbres, der Universitätsbibliothek entlehnt und von ihm beständig benutzt, konnten trotz aller Ermahnungen erst nach seinem Tode dorthin zurückgelangen.“

Mit seinen Zuhörern stand Cichorius auf gutem Fuße. Jeder Mediciner hatte damals beim Schlußexamen eine anatomische Demonstration auf dem Anatomicum zu leisten; dann konnte Cichorius bei Kuchen und Wein, unter Glasburken mit mißgestalteten Fötus und anderen anatomischen Präparaten sehr unterhaltend sein, oft auf Kosten seiner Collegen. Auch ich überwand den Ekel bei der Demonstration



Herzenlicht hinter verschlossenen Läden saß. An Stelle der Möbel waren in den Zimmern Haufen leerer Flaschen aufgestapelt. Und dieses Genie fand es dann heraus, daß sein Professor, der Oesterreicher Dr. Wachter<sup>1</sup>, den Grad der Dummheit überschritt, welcher durch die russischen Gesetze zugelassen wird. Und Dr. Wachter antwortet ihm:

„Herr Hofrath, ich kenne die russischen Gesetze nicht.“

Вотъ какъ жили при Аскольдъ наши дѣды и отцы!

A propos Dr. Wachter; er war mein Freund, soweit eben ein 50—60jähriger Mann alten Schlages und österreichischer Unterthan einem russischen, fortschrittsbegierigen Jüngling Freund sein konnte.

Auch später, als ich Professor in Dorpat geworden war, war ich der einzige von den Professoren, welchen Dr. Wachter besuchte. Gerade die Abstammung aus Oesterreich und sein Katholicismus schienen die Motive unserer Annäherung zu sein. Die Protestanten, Nordländer, Doctrinäre sahen den katholischen Arzt aus Oesterreich, der keine deutsche Universität besucht hatte, etwas über die Achsel an. «Isti propheti (!)» nannte

manches medicinischen Freundes, dort etwas zu genießen. Einmal wurde während dieser kleinen Kneiperei ein abgeschnittenes Menschenbein aus dem Keller heraufgewunden u. dgl. m.

Mit seinem Professor, dem nachherigen Professor Eschscholtz, der die Präparate zur Vorlesung bereit halten mußte, stand Eichorius anfangs sehr gut: später schrieb er ihm oft empörende Briefe, bis es zur Klage kam. Einem anderen Professor soll er oft gesagt haben: „Sie sind noch dummer, als es die russischen Gesetze erlauben.“

Seine Trunksucht brachte ihn bisweilen in eigenthümliche Lagen. Als er einmal in Dorpat im Kinnsteine neben einem gleich ihm Betrunknen lag, soll ihn dieser ein Empfehlungsschreiben seines Vaters überreicht haben. Als er sich darauf bemühte, den Herrn Professor aufzurichten, soll ihm Eichorius lallend gesagt haben: „Lassen Sie mich liegen, ich will dieser verfluchten dörrpischen Polizei doch einmal zeigen, daß hier Einer die ganze Nacht im Kinnstein liegen kann, ohne daß sie es bemerkt.“

Er starb pensionirt. Der Professor Wachter meldete in der Vorlesung: „Der Herr Professor Eichorius sind diese Nacht gefälligst gestorben, ein starker Körper, aber ein verdrehter Geist.“ — Sein wunderliches Wesen ist allen Zeitgenossen unvergeßlich geblieben.“

<sup>1</sup> Nach Anders, S. 231, war „Wachter bei der Bürgererschaft ein sehr beliebter Arzt, und als Nikolais Gemahlin in Palermo krank lag, meinte eine Bürgerfrau in Dorpat, es sei doch unrecht, daß sie in der Ferne Hilfe für ihre Leiden suche, da sie die beste von Dr. Wachter in Dorpat haben könne, der sich auf vieles Witten wohl auch entschließen würde, die Kaiserin in St. Petersburg zu behandeln“.

Dem Dr. Faehsmann auf der Straße zwischen 12--1 begegnend, wo Seelglocken für Gestorbene aus höheren Ständen geläutet wurden, fragte Wachter: „Ist das Ihrer?“ worauf Jener ihn zuckte. Am anderen Tage zwischen 11—12 Uhr, wo für bürgerliche Gestorbene geläutet wurde, wieder dem Dr. Faehsmann begegnend, rief er ihm zu: „Das ist meiner!“

er sie in seinem lateinischen Jargon, wenn er irgend wo einen Professor sah.

Dr. Wachter las nach der Verabschiedung von Cichorius außerordentlich Anatomie und war wirklich ein Sonderling erster Sorte. Er baute sich ein Haus in bisher ganz unbekanntem Stil, mit etwas orientalischem Anflug, mit flachem Dach, in die Erde vertieft, einen einstöckigen Ziegelbau, mit Fenstern nur nach dem Hof und einer niedrigen, kahlen Ziegelmauer nach der Straße. In diesem Häuschen wohnte Dr. Wachter mit seiner kleinen Familie, stand sehr früh auf, trank statt Kaffee oder Thee Schnaps, genoß etwas Gerstengröße, nahm statt einer Cigarre ein Bündhölzchen zwischen die Zähne und begab sich in das anatomische Theater, wo er allein, ohne Gehilfen präparirte und mit lauter, vernehmlicher Stimme sein Colleg hielt, wobei er seine Zuhörer durch seinen österreichischen Dialekt choquirte und erheiterte. Mit mir sprach Wachter, wo und wie er nur konnte, lateinisch, indem er bei jeder passenden Gelegenheit irgend ein lateinisches Citat anwandte. Sah z. B. der Doctor ein paar Weiber auf der Straße beisammen stehen, flugs citirte er:

Quando conveniunt Catherina, Rosina, Sybilla (al. Maria, Camilla, Sybilla)  
Sermonem faciunt et de hoc, et de hac, et de illa.

Dr. Wachter war Anatom und praktischer Arzt, er machte Operationen, bei denen ich ihm gewöhnlich assistirte, und war größtentheils in den Häusern der „Knoten“, arme Handwerker behandelnder Arzt.

Die Studenten brachten eine Menge ergötzlicher Anekdoten aus der Praxis des Dr. Wachter in Umlauf: wie er z. B. einem Patienten versichert habe, ihm liege der Bandwurm quer im Darm und die Mixtur müsse nun den Bandwurm wenden und in die Länge zurecht rücken.

Arzneimittel aus der Apotheke liebte Wachter nicht zu verschreiben, er zog Hausmittel vor, sein Lieblingsmittel war Kamillenthee. Einst Nachts zu einem Schwerkranken gerufen, ging Wachter, so erzählte man, auf das im Dunkeln stehende Bett zu und sagt zu dem Kranken wie gewöhnlich: „Trinken Sie Kamillenthee, es wird schon gut werden“ — da fühlt er erst den Puls und wie er die erstarrte Hand faßt, entschuldigt er sich: „Ah, so! Verzeihen Sie, Sie sind schon todt.“

So war Wachter. Aber, man mag es glauben oder nicht, ich behaupte, daß Wachter mit seinen anatomischen Demonstrationen mir nicht weniger genügt hat als der berühmte Loder<sup>1</sup>. Wenige der Privatissima, welche ich

<sup>1</sup> Justus Christian Loder, Professor der Anatomie in Moskau, Pirogows Lehrer, auch ein Original. Von ihm erzählt Pirogow an einer anderen Stelle S. 225: „Er fuhr einst in einer Kutsche zur Parade in Moskau, hinter ihm kommt der Oberpolizeimeister angepöngelt und ruft seinem Kutscher zu: „Zurück, zurück!“ Loder streckt

auf deutschen und französischen Universitäten gehört habe, sind für mich so fruchtbringend gewesen wie Wachters Privatissimum in meinem ersten Semester in Dorpat. Wachter trug mir allein in Kürze den ganzen Cursus der Anatomie an frischen Leichen und Spirituspräparaten vor. Von da an sind wir Freunde geworden.

Ich habe schon gesagt, daß die Deutschen in Dorpat in der ersten Zeit meines Aufenthaltes, mit alleiniger Ausnahme vielleicht von Moier, auf mich einen abstoßenden Eindruck machten. Bevor Zeit, Erfahrung und Vernunft mein mangelhaftes und voreingenommenes Urtheil ändern konnten, wies mich ein unerwarteter Zufall auf eine Persönlichkeit hin, die den übrigen gar nicht gleich und mit einem Schläge anziehend auf mich wirkte.

In Dorpat lebte damals ein reicher livländischer Gutsbesitzer Liphardt. Sein Sohn, der junge Karl von Liphardt, erhielt eine häusliche und, was sehr wichtig ist, durchaus keine deutsche Erziehung; er wurde von einem Schweizer unterrichtet. Nach dem Tode des Großvaters erhielt Karl Liphardt ein bedeutendes Erbe und, mündig geworden, wünschte er seine Bildung mit Hilfe der Universität, aber privatim und nicht als Student, zu vervollkommen. Zu diesem Zwecke wandte er sich vor Allem an den Professor der Mathematik Bartels. Die Mathematik interessirte Liphardt und er hatte sich mit ihr fleißig beschäftigt. Bartels, welcher der höheren Mathematik sehr ergeben war, wollte anfangs gar nicht glauben, daß ein junger Mensch bei häuslicher Erziehung im Stande sei, seine Vorträge über höhere Mathematik zu verstehen, und um dieses dem Gelbschnabel zu beweisen, gab er ihm zur Probe eine verwickelte Aufgabe. Liphardt löste sie in seiner Gegenwart leicht und bescheiden. Der Professor erstaunte. Seine Studenten, welche den Cursus beendigten, lösten eine solche Aufgabe nicht so originell, wie dies Liphardt gethan hatte.

„Junger Mann,“ sagte nun Bartels, „ich sehe, Sie haben Talent, kommen Sie nur, ich werde Ihnen mit Vergnügen Unterricht ertheilen.“

Aber das Talent Karl Liphardts war nicht einseitig, ihn interessirte nicht bloß die Mathematik; er erschien auch bald im anatomischen Theater und schleppte den anatomischen Atlas von F. Floquet, der damals der neueste und beste war, mit. Da sahen wir uns auch zum ersten Male. K. Liphardt erfaßte die Anatomie mit jugendlichem Eifer. Die Präparate an Leichnamen, das Lesen Wichats, die Collegia — nahmen seine ganze Zeit in Anspruch. Und siehe da, auch Moier nahm, wie er mit Liphardt bekannt wurde,

den Kopf aus dem Kutschenfenster und ruft: „Nur vorwärts, vorwärts.“ Da wendet sich der Oberpolizeimeister direct an Loder und schreit: „Ich gestatte es nicht, ich bin der Oberpolizeimeister.“ — „Und ich bin Justus Christian Loder; Sie kennt nur Moskau, aber mich ganz Europa.“

zur Ueberraschung seiner früheren Zuhörer thätigen Antheil an unseren Arbeiten.

Ich habe in meinem Leben keinen Menschen gekannt, der so viel verschiedene wissenschaftliche und dabei so gründliche Kenntnisse besaß wie Karl Liphardt. Der alte Professor Erdmann<sup>1</sup> besaß auch eine sehr vielseitige Bildung, sprach Latein wie Cicero, war ein guter Botaniker und Physiker; man erzählte, daß er jedes Jahr für sich einen Cursus der Medicin und Naturwissenschaften durchging — aber die Kenntnisse Erdmanns bezogen sich doch nur auf eine Kategorie von Wissenschaften, während der junge Liphardt, nachdem er Mathematiker gewesen und nach dem Zeugnisse des Professor Bartels ein hervorragendes mathematisches Talent bewiesen, mit demselben Erfolge Anatomie, Physiologie und Chirurgie studirte. In Berlin wurde Liphardt sehr vertraut mit Johann Müller, in Dorpat und Königsberg mit Professor Rathke, und in derselben Zeit ergab er sich auch dem Studium der schönen Künste, der Malerei und Sculptur; darauf zog er nach Italien und widmete ganze Jahre dem Studium dieser Fächer; nach Dorpat zurückgekehrt, legte er sich, wie man mir erzählte, auf das Studium der Theologie und der Alterthümer. Zum letzten Mal sah ich meinen alten Freund, der eben so ergraut war wie ich, in Stuttgart; ihn interessirte damals das Studium der mittelalterlichen Gothik, und er zeigte mir mit Begeisterung Einiges davon in Stuttgart. Auch Politik trieb Liphardt unablässig schon damals, als er mit uns in Dorpat studirte.

Im ganzen Ostseegebiet hatte Niemand eine so riesige und vielseitige Bibliothek und eine solche Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Statuen und Abgüssen wie Liphardt. Bei alledem — keine Spur von Pedanterie, sondern eine außergewöhnliche Bescheidenheit. Ich habe mich in meinem Tagebuch bei Liphardt besonders deswegen aufgehalten, weil unter den mir bekannten Menschen Karl Liphardt den schlagendsten Beweis dafür geliefert hat, wie verschieden unter einander zwei Fähigkeiten des menschlichen Geistes sind: die Capacität und die Productivität; von der ersteren hängt das Vermögen ab, die verschiedenartigsten Kenntnisse zu erwerben, von der zweiten die Fähigkeit, aus den erworbenen Kenntnissen etwas Selbständiges und Eigenes zu schaffen. Menge und Verschiedenartigkeit der Kenntnisse haben einen großen Einfluß auf das Product, aber nicht auf die Productivität.

Capacität und Productivität stehen nicht in directer Beziehung zu einander. Nicht das Wissen, nicht die durch die Capacität erworbenen Kenntnisse, sondern eine, nicht jedem Geiste eigene gewisse «vis a tergo»

<sup>1</sup> Nach Anders S. 227 „wußte Erdmann bei den lateinischen Doctorpromotionen der Medicin als Decan, selbst sehr schön Latein sprechend, die Würde der Feier stets aufrecht zu erhalten“.

treibt zu neuer Arbeit, zur Schöpfung eines gewissen eigenen Etwas aus dem Schätze der Kenntnisse. So war Liphardt unvergleichlich gebildeter und in Hinsicht auf Capacität bei weitem klüger als ich, auch klüger als viele Gelehrte, welche ihm diese vielseitigen Kenntnisse erwerben halfen; aber ihm fehlte diese «vis a tergo». Geister dieser Kategorie sind zum geistigen Genuß der für sie so leicht erworbenen Schätze von Kenntnissen geboren; aber der Geist bedarf außer einer riesigen Capacität auch einer großen productiven Kraft, um ein Humboldt zu werden.

Im vierten Jahre seines Aufenthaltes in Dorpat machte Pirogow eine Reise nach Moskau, die wir hier nur kurz berühren wollen. — Das nöthige Kleingeld wurde dazu in echt studentischer Weise besorgt: Einiges wird zusammengekrast, für einen Monat Vorschuß genommen, aus altem Kram (Taschenuhr, Theemaschine, Bücher) eine Lotterie mit dem glänzenden Ertrage von 70 Rbl. veranstaltet, und so geht es denn in den Weihnachtsferien 1832 mit rückfahrender Gelegenheit für 20 Rbl. in einer Kibitke über den Peipus, wo sie beinahe in einer Eispalte ertrinken, und Pleskau nach der alten Zarenstadt. Die Fahrt dauert fast vierzehn Tage. In Moskau fränkt und erbittert Pirogow, wie er selbst reumüthig gesteht, seine alte, fromme Mutter und seine Schwestern durch zur Schau getragene Verachtung des Althergebrachten, Heimischen und stellt denselben das in Dorpat Gesehene gegenüber. Dadurch erregt er vielfach Anstoß, um so mehr, als über Dorpat und die Deutschen die wunderlichsten Ansichten in allen Kreisen Moskaus herrschen; die Professoren, denen er das dörptsche Observatorium begeistert schildert, glauben gar nicht an den „ganzen astronomischen Schwindel“, auch nicht „an all die Geschichten von der Unterbindung der Arterien“ — höchstens bei Hunden — die Officiere, denen er die baltische Gesellschaft, die deutschen Frauen schildert, sind genügend bekannt mit dem weiblichen Geschlechte, sie haben mit Deutschen, Französinen, auch mit Zigeunerinnen zu thun gehabt, sie sind alle eine wie die andere. Eine Dame hält zwar die dörptschen Studenten alle für Jakobiner, will aber doch ihren Sohn, einen jungen Stuger, der eben mit dem lyrisch angehauchten, freigeistigen Vater einen „Kappierjungen ausmacht“, dorthin schicken<sup>1</sup>. Wenig erbaut kehrt Pirogow von Moskau zurück, „gründlich überzeugt von dem Vorzug und der Höhe des moralischen und wissenschaftlichen Niveaus in Dorpat“.

<sup>1</sup> Er ist auch wirklich eingetreten, A. a. 3280 Matwejew, Alex. aus Moskau, geb. 17. März 1816, cam.; dipl. 1834—1839.

Im Jahre 1833 war meine Doctordiffertation geschrieben und vertheidigt. So blieb nur noch die Entscheidung des Ministeriums über die Reise ins Ausland abzuwarten.

Diese paar Monate waren die angenehmsten meines Lebens. Zudem lebten damals bei Moier oder vielmehr bei Katharina Afanasjewna zwei junge Mädchen, eine Lawrow und eine Wojeikow. Woher die erstere kam, weiß ich nicht, aber Katharina Afanasjewna interessirte sich für sie, trieb mit ihr Lectüre und weibliche Handarbeiten. Die Moiersche Familie und mit ihr ich, lebte damals auf dem Lande (in Sadorf, 12 Werst von der Stadt). Mit der Lawrow zankt sich der jugendliche Doctor, doch interessirte ihn mehr Katja Wojeikow, die Enkelin der Katharina Afanasjewna Protassow, die Tochter „des nicht von der vortheilhaftesten Seite bekannten Dichters Wojeikow-Vulkan (Wojeikow sahnte), der seine bezaubernde Venus dem kriegerischen Mars überlassen hatte“. Katja hatte eben den Cursum im Katharineninstitut beendigt und war zur Großmutter nach Dorpat gezogen. Nicht eine Schönheit, aber hübsch und interessant, war sie immer lustig und guter Dinge, und Pirogow wie viele andere junge Leute suchten ihr zu gefallen. Man spielte Theater, z. B. den „Недоросль“ (Krautjunker) von Von-Wislin, wobei Pirogow in der Rolle des Mitrosanuschka reichlichen Applaus der Wojeikow erntete.

In anderen Familien war Pirogow nicht bekannt und der in Dorpat bestehende Brauch, wonach „die Studenten während der Universitätszeit eine Braut unter den Töchtern der Bürger, Beamten oder Professoren sich erkoren und nach wohlbestandenem Examen oft in die entferntesten Gegenden heimführten“, fand bei den Russen keinen Anklang. Nur Filmofiskij heirathete die von Jashkow besungene Maria Petrowna und Stephan Kutorga nahm nach seinem Princip, „allein kann man nicht sein auf Erden“, die Tochter eines Schuldirectors zur Frau, in dessen Hause er wohnte. Und noch ein guter Freund Pirogow's Sagorskij (Elevé der Akademie der Wissenschaften) heirathete in Dorpat ein Fräulein Geks und lebte mit ihr lange und glücklich. So haben sich denn von den 23 Russen in Dorpat (21 Professor-Studenten und 2 Elevationen) 3 in Dorpat verheirathet, gestorben sind 2.

Im Jahre 1833 zogen wir ins Ausland: die Mediciner nach Berlin, die Naturforscher nach Wien, alle übrigen (Juristen, Philologen, Historiker) ebenfalls nach Berlin.

Ich reiste mit einem dörrptschen Freunde, der später als Arzt am Moskowschen Findelhause diente, Samson v. Himmelstern<sup>1</sup> und meinem

<sup>1</sup> A. a. 2691. v. Samson(-Himmelfstern), Wold., aus Livland, geb. 23. Juni (?) 1812, jur., med. 1829—1832, Dr. med. 1838, nachdem er 1832—36



Collegen aus dem Professoreninstitute Kotelnikow. Letzterer war ein ganz merkwürdiger Mensch. Schwindfüchtig und mager wie ein Skelett, oft monatelang an zehrendem Fieber und Blutspeien leidend, saß er, ein genialer Mathematiker nach Struve's und Bartels', sowie seiner Commilitonen Zeugniß, in Dorpat Tag und Nacht über mathematischen Büchern, studirte alle Feinheiten der Mechanik des Himmels von Laplace und erregte die höchsten Erwartungen, selbst bei Struve. Da wird er plötzlich gesund und ist zwei Jahre lang nicht wiederzuerkennen. In allen Conditoreien, auf allen Promenaden und Straßen Berlins treibt er sich müßig herum und besuchte nicht ein einziges mathematisches Colleg. Ein eifriger Verehrer des weiblichen Geschlechtes blieb der Don Juan doch immer Platoniker. Dabei war er ein äußerst gutmüthiger Mensch, so daß Pirogow ihn innig liebte und nach zwei Jahren auch wieder mit ihm nach Rußland zurückkehrte. Obschon schwer krank damals, mußte Pirogow doch herzlich lachen „über die ergötzliche Grimasse der deutschen Postknechte und der rigaschen Zollwächter, als sie in dem Koffer Kotelnikows etwas Schweres poltern hörten und es sich herausstellte, daß der einzige Inhalt desselben ein — Paar abgetragener Stiefel bildete, welches von einer Ecke des Koffers zur anderen herumkollerte“.

Man kann sich vorstellen, wie angenehm mir die Fahrt von Dorpat nach Riga war. Die Zukunft, rosige Hoffnungen, ein neues Leben in den Pflanzstätten der Wissenschaft und Civilisation, die angenehme Gesellschaft zweier Commilitonen, herrliches Frühlingswetter, alles erheiterte und erfreute die junge Seele. Wir hatten eine beträchtliche Baarschaft bei uns: außer den Reisegeldern jeder 400 Thaler Halbjahresgage.

Im „baltischen Eldorado“, Riga, angekommen, fühlten wir alle ein unbezwingliches Verlangen, ein Bischen auszuschlagen; ferner schlug einer vor, über Kopenhagen, Hamburg, Lübeck nach Berlin zu fahren. Zwar verloren wir dadurch einen großen Theil des Sommersemesters, doch einerlei! So wurde denn zwei Tage gebummelt, zwei Tage nach einer Schiffsgelegenheit gesucht, und so „tauchten vier Tage in die Lethé, nicht nur ohne Nutzen, sondern auch zum Schaden für den Geldbeutel“. Doch die Strafe folgte auf dem Fuße nach. Die ganze, fidele Gesellschaft, acht Mann stark, lauter Landratten, wird drei Tage lang von einem fürchterlichen Sturm umhergeworfen, und erst nach acht Tagen langt die ermattete, seekrankte Reise-Compagnie in Kopenhagen an.

Die Erlebnisse des zweijährigen Aufenthalts Pirogows in Berlin

---

seine Studien in Deutschland fortgesetzt hatte. 1839—42 Arzt am Stadthospital zu Moskau, seit 1843 Adjunctprofessor an der medico-chirurgischen Akademie daselbst, nach Aufhebung derselben Accoucheur am Findelhause in Moskau, hierauf Arzt in Reval; lebt in Reval. Hof.-R.

übergehen wir. Sie sind, von Heinrich Johannsen ins Deutsche übersetzt, im vorvorigen Jahre in der „Kreuzzeitung“ erschienen. Nur so viel sei erwähnt, daß Pirogow mit einem früheren dorpater Commilitonen Strauch<sup>1</sup>, Sohn des reichen petersburger Apothekers, zusammenwohnte und arbeitete.

Im Mai 1835 kehrte Pirogow mit Kotelnikow über Königsberg und Memel nach Rußland zurück. Unterwegs erkrankt, schleppte er sich mit Mühe nach Riga. Dort blieben sie in einer Einfahrt jenseits der Düna, hinter der Brücke; das Geld war ihnen auch ausgegangen. Pirogow schreibt einen Brief an den Generalgouverneur und Curator (Baron Pahlen). Dieser sendet ihm sofort den Medicinalinspector Lewi<sup>2</sup>, „eine Seele von Mensch“, der den Kranken sofort ins Kriegshospital überführt und ihm dort ein besonderes Zimmer, einen besonderen Feldscheer und Diener anweist.

Nach erfolgter Genesung besucht ihn auch der Generalgouverneur, der über seine Erkrankung schon an den Minister berichtet hatte und ihm eine Anweisung auf die Gage überreichte. Pirogow hatte aus dem Hospital seiner alten Freundin Katharina Afanassjewna Protassow geschrieben; die gute, alte Dame schickte ihm umgehend 50 Rbl. und Wäsche. Wiedergenesen mußte Pirogow gleich seine Kunst zeigen: er machte einem Barbier und einer alten Dame künstliche Nasen, führte Steinoperationen aus, schnitt Geschwülste aus zc., und erregte dadurch viel Sensation in der Stadt. Die Ordinatoren des Hospitals baten ihn, einige Operationen an Leichen vorzunehmen und einige Vorträge über chirurgische Anatomie und operative Chirurgie zu halten. Einer derselben, ein alter Jenenser, dankte ihm mit den Worten: „Sie haben uns gelehrt, was auch unsere Lehrer nicht wußten.“

(Schluß folgt im letzten Theile des Art. „Russ. Dichter und Schriftsteller in Livland“.)

<sup>1</sup> A. a. 2724. Strauch, Karl Friedr., aus Petersburg, geb. 12. März 1810, med. 1829—33, Dr. med. 1835. Director einer Privat-Augen- und Ohren-Heilanstalt in Petersburg; lebte dann in Petersburg; Staatsrath. † 28. Sept. 1884 zu Petersburg.

<sup>2</sup> A. a. 453. Lewi, Demetr. Aug., aus Livland, geb. 26. Aug. 1787, med. 9—12, Dr. med.; erhielt 1810 die goldene Preismedaille, 1812—14 Ordinator am Kriegshospital in Riga, 1814 Militärarzt bei der russischen Armee in Polen, auch Oberarzt des Hospitals in Krakau, dann Mil.-Arzt bei der Armee in Frankreich, 1818 bis 1819 Bezirksarzt der Hospitäler in Deutschland, 1820—28 Ordinator am Militärhospital in Riga, dazwischen 1822—24 auch in Dorpat, 1828—31 stellvertretender Oberarzt bei der Reservearmee in der Moldau, in Littauen und Polen, 1831—35 Hospitalarzt in Riga, 1835—1855 Inspector der livl. Medicinalverwaltung. Staatsrath, † 15. Juli 1855.



### **EWALD VON KLOPMANN'S AUFSZEICHNUNGEN ÜBER SEIN LEBEN.**

**D**as bewegte politische Leben Kurlands im vorigen Jahrhundert hatte auch eine größere literarische Regsamkeit, als die Schwesterprovinzen sie aufweisen, zur Folge. Die inneren Parteigegensätze, die fortwährenden Streitigkeiten zwischen der Ritterschaft und den Herzögen, zwischen dem Adel und den Städten, die häufigen Verhandlungen auf dem Warschauer Reichstage haben eine große Fülle politischer Staats- und Streitschriften hervorgerufen. Doch nicht allein auf diese publicistisch-politische Gelegenheitschriftstellerei beschränkte sich die einmal angeregte literarische Thätigkeit; nicht wenige der Männer, welche an der Landespolitik bedeutenden Antheil genommen und staatsmännisch gewirkt hatten, empfanden in späteren Jahren die Neigung, das Merkwürdigste aus ihrem Leben für ihre Familie und für spätere Geschlechter niederzuschreiben. Einzelne solcher Aufzeichnungen sind schon bekannt geworden, Manches ist leider untergegangen, Vieles derart liegt noch unbekannt und unbenutzt in Briefladen und Archiven. Je mehr aber von solchen persönlichen Denkwürdigkeiten ans Licht tritt, desto lebendiger und concreter gestaltet sich das Bild der Vergangenheit für uns. Wir glauben daher nichts Unnützes zu thun, wenn wir ein solches Schriftstück aus dem Dunkel hervorziehen, in dem es bisher ruht. Der Mann, dessen Lebenserinnerungen wir im Nachfolgenden veröffentlichen, war eine seiner Zeit sehr bekannte und angesehene Persönlichkeit. Der Oberhofmarschall Herzog Peters, Ewald v. Klopmann, ein treuer Anhänger des Bironschen Fürstenhauses, hat in dessen Diensten 32 Jahre gestanden und war in alle Verhältnisse des Hofes zu Mitau völlig eingeweiht. Es ist zu bedauern, daß in seinen Erinnerungen die Schilderung der Jugendzeit einen fast eben so großen Raum einnimmt, wie die Erzählung seiner späteren Jahre, die man viel eingehender und

umfassender dargestellt sehen möchte. Aber auch so, wie sie sind, und bei aller Ungleichmäßigkeit, mit der die einzelnen Abschnitte behandelt und ausgeführt sind, enthalten diese Aufzeichnungen des geschichtlich und culturhistorisch Interessanten genug. An Wechsel und abenteuerlichen Zügen ist das hier entrollte Lebensbild nicht arm. Ein junger kurländischer Edelmann, von ungewöhnlicher Bildung und den lockeren Sitten jener Zeit, der, nach England verschlagen, dort ganz heimisch wird, dazwischen an den politischen Kämpfen Kurlands schriftstellerischen Antheil nimmt, und dann plötzlich in seine Heimath zurückversetzt in kurzer Zeit eine angesehenere und einflußreiche Stellung erlangt, ist keine gewöhnliche Erscheinung. Klopmann, der das Englische mit der größten Gewandtheit schrieb und sprach, hat auch später große Neigung für englisches Wesen und englische Sitten bewahrt, wie das manche von ihm erhaltene Schriftstücke und Briefe kundthun. Wann er seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen begonnen hat, läßt sich nicht genau feststellen; der letzte Theil ist jedenfalls nach dem Januar des Jahres 1800 und vor dem März 1801 geschrieben, da der Herzog Peter als hochselig bezeichnet, vom Kaiser Paul I. aber als einem noch Lebenden gesprochen wird. Die Handschrift, in der Klopmanns Erinnerungen uns aufbehalten sind<sup>1</sup>, machte die Herausgabe nicht eben leicht. Es liegt nicht eine Reinschrift, sondern ein Brouillon vor, dessen einzelne Blätter sehr zahlreiche Zusätze, Einschaltungen, Nachträge, deren Hingehörsort häufig nicht einmal angedeutet ist, enthalten. Dazu kommen mehrfache Wiederholungen und verschiedene Redactionen derselben Erzählung. Alle diese mannigfaltigen Bestandtheile in den richtigen Zusammenhang zu bringen und einen lesbaren Text ohne jede eigene Zuthat herzustellen, erforderte viel Geduld und Mühe; ich hoffe, es ist mir so weit gelungen, daß der Leser der Erinnerungen von der Arbeit des Herausgebers nichts spüren wird. An dem nicht selten ziemlich ungelentken Stil des Autors ist eben so wenig etwas geändert worden, als an der oft buntscheckigen, durch häufige Einmischung französischer Wörter und Ausdrücke altmodischen Sprache, denn diese letztere ist für die Zeit und Bildung des Verfassers charakteristisch. Dagegen habe ich mir, da es an dieser Stelle auf keinen streng urkundlichen Abdruck ankommt, erlaubt, einzelne offenbare Sprachfehler stillschweigend zu verbessern. Klopmann war, wie alle, auch die gebildetsten, Kurländer seiner Zeit in der Anwendung des Accusativs und Dativs sehr unsicher. Es ist recht bezeichnend, daß er, der das Französische und Englische ebenso wie das Lateinische fehlerfrei schrieb und sprach, im Deutschen „ihm“ und „ihn“ verwechselte und in der richtigen Anwendung des Casus namentlich bei den Präpositionen „in“ und „an“ schwankte. So

<sup>1</sup> Gegenwärtig im Besitz des kurländischen Provinzialmuseums.

schreibt er z. B. „er trat in den Diensten“, „er schrieb an ihm“. Die Beibehaltung dieser grammatischen Fehler würde den Leser nur gestört haben, daher sei ihre Beseitigung hier von vornherein bemerkt. Die Anmerkungen unter dem Text rühren sämmtlich vom Herausgeber her.

Doch nun nehme der alte Oberhofmarschall, der stets von sich in der dritten Person spricht, selbst das Wort.

---

Ewald Klopmann aus dem Würzauschen Hause ward den 9. Februar 1734 geboren von Friedr. Wilh. Klopmann, Landschafts-Rittmeister, und Maria Juliana Mirbach aus dem Puffenschen Hause. Sein Ahnherr Otto Klopmann, mit einer Gräfin von Bentheim vermählt, kam in den ersten Zeiten des Schwerd-Ordens aus Westphalen nach Curland<sup>1</sup> und Heinrich Klopmann wurde 1509 von Wolter Plettenberg Heermeister mit dem Guthe Groß-Würzau als Mitgebietiger belehnt<sup>2</sup>. Ewald Klopmann ging in seinem 17. Jahre, von einem Hofmeister Herrn Saal, einem geschickten und gelehrten Mann, der sich durch verschiedene Pièces und Uebersetzungen aus dem Italienischen bekannt gemacht, begleitet, nach Jena. Er hörte daselbst drei Jahre die damaligen berühmten Professoren Daries, Buder, Engau, Hamburger, Schmidt, hatte Privatissima bey Prof. Gruner und zugleich wöchentlich ein Collegium Disputatorium in lateinischer Sprache; hörte bey Professor Walch, dem ältesten Sohn des großen Theologen, ein Colleg über den lateinischen Styl. Dieser Sprache befeiligte er sich so, daß er in weniger denn einem Jahre als ordentliches Mitglied der dasigen lateinischen Gesellschaft aufgenommen wurde, wie denn verschiedene Reden und kleine Ausarbeitungen von ihm in den gedruckten Sammlungen der lateinischen Gesellschaft zu Jena von dem Jahre 1752 sich befinden; er opponirte auch öffentlich dem jüngeren Professor Walch bei seiner Doctor Juris Würde. Er befeiligte sich aber nicht allein der französischen und italienischen Sprache, sondern nahm auch Stunden im Englischen und Spanischen. Hierauf machte er eine Tour nach Leipzig und Dresden, wo man ihn in Militair-Diensten zu engagiren suchte, allein er lehnte dieses ab und sagte, er wollte erst seine Kenntnisse erweitern, die Welt sehen und dann dem Militair mit größerem Nutzen dienen. Da sein Hofmeister sich anderwärts vortheilhaft engagirt hatte, reisete er allein nach Straßburg.

<sup>1</sup> Das ist natürlich nur eine genealogische Sage.

<sup>2</sup> Das Original der Belehnung Heinrich Klopmanns durch den Ordensmeister Walter v. Plettenberg vom 12. Jan. 1509 zu Wenden befindet sich in der Brieflade von Groß-Würzau; daß Klopmann Mitgebietiger gewesen, beruht auf Mißverständnis.

Hier hörte er den berühmten Publicisten Schöpflin<sup>1</sup> und befließigte sich besonders der französischen und anderer Sprachen. Er frequentirte fleißig das französische Theater, wo er sich abonniert hatte, um sich mit der Sprache mehr bekannt zu machen. Hier verliebte er sich in eine Tänzerin, welche ihm aber zu kostbar schien. Dennoch frequentirte er ihre Gesellschaft, die aimable und für einen jungen Menschen unterrichtend wurde. Sie schien ihm gut zu seyn, vielleicht um einen andern, der sehr reich und in sie verliebt war, desto mehr zu fesseln, worinnen sie auch vollkommen reussirte. Nun machte Klopmann Bekanntschaft mit einer schönen, klugen und jungen Person, die eben aus dem Kloster gekommen war. Er both ihr den Arm, da sie aus der Comödie gehen wollte. Sie schlug es auf eine sehr anständige Art ab, schien aber dabey solches ungern zu thun. Klopmann erwiderte nun, da sie ihm dieses nicht erlauben wollte, so wünschte er doch das Glück zu haben, sie in ihrem Hause besuchen zu können, worauf sie sagte: recht gerne, wenn mein Vater zu Hause ist und es erlauben wird. Er war im Magistrate, ein würdiger, kluger und in der französischen Geschichte besonders erfahrener Mann. Sie war die einzige Tochter, welche er in einem Nonnen-Kloster hatte erziehen lassen, da die Mutter frühzeitig gestorben war. Der Vater empfing Klopmann bey seiner ersten Visite, die er ihm machte, höflich, aber ernsthaft. Es war eben zu einer Stunde, da die schöne Henriette Clavier spielte und auch sang. Klopmann war von diesem Talent ganz eingenommen, bewunderte ihre Fertigkeit, genaue Präcision und vortreflichen Ausdruck wie nicht weniger ihre angenehme Stimme. Der Vater, der sie außerordentlich liebte, ergötzte sich über die guten Fortschritte, die sie in der Musique gemacht hatte und sagte: „liebe Henriette, du hast heute besonders gut gespielt; ist es der fremde Herr, welcher dir hiezu den Muth gegeben?“ Klopmann ergriff diese gute Gelegenheit und sagte zu dem Vater: Wenn ich so glücklich seyn könnte, dazu eine unerwartete Ursache gegeben zu haben, so wünschte ich die Erlaubniß zu erhalten, sie öfters bewundern zu können. Der Vater machte eine höfliche Verbeugung und sagte nur: entschuldigen Sie, mein Herr, ich habe Geschäfte und muß ausgehen. Worauf Klopmann sich empfahl und mit einem bezauberten Herzen wegging.

<sup>1</sup> Johann Daniel Schöpflin, geb. 1694, Professor der Geschichte in Straßburg seit 1720, † 1771, war der Begründer einer staatswissenschaftlichen und diplomatischen Schule, die in ganz Europa berühmt war. Der junge Adel aller Länder strömte zu ihm nach Straßburg, so daß „die Universität beinahe den Charakter einer europäischen Ritterakademie gewann“. Auch aus Kurland besuchten in den Jahren 1740—1771 viele junge Edelleute feinetwegen die Universität Straßburg. Goethes lebendige Schilderung von Schöpflin in Wahrheit und Dichtung ist bekannt. Vortreflich handelt über ihn W. Wiegand in der allgemeinen deutschen Biographie, Bd. 32, S. 359—368.



Da er fast alle Tage das Theater frequentirte, so hatte er das Vergnügen, die schöne Henriette öfters daselbst zu sehen, aber fast allemahl in Gesellschaft einer oder zweien Freundinnen. Einstens sah er sie alleine; er näherte sich ihr und unterhielt sich mit ihr auf die angenehmste Art. Er bath sie um Erlaubniß sie zu besuchen; sie weigerte sich zwar, ihm solches zuzugestehen, sagte aber endlich: Kommen Sie morgen, um dieselbe Stunde, da Sie lezt hin bey mir waren; mein Vater wird zu Hause seyn, denn es ist meine Musique-Stunde. Klopmann voller innerlicher Freude ging aus dem Spectacle, und die liebenswürdige Henriette gesellte sich zu zweien Connaissancen, die mit ihr fortgingen. Kaum konnte Klopmann den folgenden Tag und die Stunde erwarten, um seine Schöne wiederzusehen. Er trat eben in die Stube, da sie sich ans Klavier gesetzt hatte und zu spielen angefangen. Sie war allein im Zimmer. Klopmann nähete sich, sagte voller Entzückung: ach die schöne Hand! neigte sich, um selbige zu küssen! — — — — —

Er machte darauf eine Tour nach Paris und der Schweiz. Nun verlangte ihn der Baron v. Bülow, damahliger Sächsischer Envoyé in Berlin, von welchem er ein Vetter war, auf Ansuchen seiner Eltern, zu sich, um in seiner Kanzley angestellt zu werden. Er folgte diesem Wink ohne Anstand und blieb 6 Monate in Berlin. Hier machte er die Cour an Mad. Dennis; allein da sie nur Louisd'or und Brillanten liebte, so hörte diese Bekantschaft bald auf. Hingegen dauerte die mit der Tänzerin Mlle. K. so lange, bis er in Berlin blieb. Sie war eine der aimablesten und schönsten Mädchen in Bezug auf Wuchs und Gesichtsbildung und hatte alle die Reize, um einen jungen Menschen verliebt und entzückt zu machen. Klopmann war ihr außerordentlich attachirt und sie ihm vielleicht eben so viel, so daß der damahlige Director des Theaters, der Graf S., über diese genaue Verbindung mit Klopmann eifersüchtig wurde, besonders wenn Klopmann M. Kr. nach dem Ballet zu Hause führte, welches damals nicht gewöhnlich war. So kam es, daß der Herr Graf S. Gelegenheit suchte, sich an Klopmann zu rächen und ihm ein Billet zur Masquerade auf dem Hofes Theater refusiren wollte. Allein Klopmann schrieb ihm ernsthaft und verlangte das gewöhnliche Billet für einen Cavalier bey der Gesandtschaft, welches ihm auch sogleich zugeschickt wurde, und Klopmann hatte den Beyfall von allen Hofes Cavaliers, die dem Grafen auch nicht grün waren.

In Berlin blieb er bey dem Ministre, welcher ihm mit vieler Güte begegnete und ihn bey Hofe und in der Stadt präsentirte. Der 7jährige Krieg fing an und Baron Bülow war zwar außer Activität als sächsischer

<sup>1</sup> Hier bricht die Liebesgeschichte in der Handschrift ab.

Minister, bekam aber die unbestimmte Erlaubniß von Friedrich II. dem Großen wegen seiner geprüften *Droiture* in Berlin zu bleiben und den Hof wie zuvor als Baron Bülow zu frequentiren, wovon Klopmann ebenfalls vortheilte. Unter diesen Umständen rieth ihm der Baron eine Tour nach Holland und England zu machen, bis der Friede erfolgte und er wieder als *Envoyé* seine Stelle einnehmen würde. Klopmann benutzte diese Gelegenheit, besuchte, durch gute Empfehlungen des Ministers unterstützt, den Braunschweiger und Casselschen Hof und reisete nach Holland, wo er im Haag und in Ryswick dem würdigen Grafen Gollowkin, damahligem Russisch-kaiserlichen *Ambassadeur*, einem erfahrenen und geschickten Staatsmann, die Aufwartung machte. Nach einem 6wöchentlichen Aufenthalte in Holland ging er in Gesellschaft eines geschickten Engländers, dessen Bekantschaft er in Berlin gemacht hatte, nach London, wo er 2 Jahre zubrachte, sich besonders auf die englische Sprache legte und Kenntnisse von der Staats-Verfassung dieser großen und vortrefflichen Nation zu erlangen suchte. Da er Empfehlungen an die damahligen beyden Preußischen Minister, den Baron v. Kniphausen<sup>1</sup> und Mr. Michell, hatte, welche ihm mit Güte und Freundschaft begegneten, so wurde er bey Hofe dem Könige und der sämmtlichen Königlichen Familie präsentiret. Nun schrieb er die kleine *Pièce de Ducem eligendi jure*, wozu er schon auf Universitäten Sammlungen gemacht hatte, ließ sie drucken und dedicirte sie dem damahligen Staatssecretair Henry Fox, nachherigen Lord Holland, mit einer englischen Vorrede<sup>2</sup>. Während dieser Zeit hatte er gute Bekantschaft gemacht und Gelegenheit, den Festivitäten des Beylagers George III. mit Charlotte von Mecklenburg-Strelitz in Begleitung der Preußischen Minister beizuwohnen und auch bey der so feyerlichen Kröhnung in der Loge der fremden Minister zu seyn<sup>3</sup>. Diese Kröhnung ist eine der prachtvollsten, da die Damen nach ihrem Range und dem glänzenden Costume ihrer Kleidungen, mit rothen Mänteln von Sammet mit Hermelinen besetzt und mit der ihrem Rang anpassenden Krone auf dem Kopf, en Ceremonie in dem Gefolge gehen. Kurz darauf forderten

<sup>1</sup> Dodo Heinrich v. Kniphausen, geb. 1729, war preußischer Gesandter in Paris 1754—56, dann seit 1758 in London, wo er den Subsidienvortrag mit England abschloß. † 1789.

Louis Michell war sein Vorgänger auf dem Gesandtenposten in London.

<sup>2</sup> Der vollständige Titel der Schrift lautet: *Jus ducem eligendi statibus Curlandiae et Sempalliae competens Londini 1758.* 8. Winkelmann Bibliotheca hist. Liv. Nr. 8871 irrt, wenn er bei Auführung derselben bemerkt: „englisch“. Sie ist in lateinischer Sprache abgefaßt, und nur die Vorrede, wie oben bemerkt, ist englisch. Ueber den Inhalt vgl. Schwarz, Bibliothek kurländischer Staatschriften. Nr. 93.

<sup>3</sup> Die Hochzeit fand am 8. September 1761 statt, die Krönung am 22. Sept. desselben Jahres.

ihn Familienangelegenheiten nach Curland und ein gefühlsvolles Verlangen, seine Eltern nach einer Abwesenheit von mehr als 7 Jahren wieder zu sehen. Sie empfingen ihn mit offenen Armen. Hier rollte eine zärtliche Trähne.

Nun blieb er 6 Monathe in Curland und hatte das Glück, öfters am Hofe des Herzogs Carl, königlichen Hoheit zu seyn. Der Herr Geheimrath v. Mirbach<sup>1</sup>, ein kluger Mann, der sonst dem Grafen von Brühl besonders sehr attachirt war, forderte Klopmann auf, da er seine Beflissenheit und Eifer für das Vaterland, ohne Interesse, kannte, eine Pièce wider den Herzog Carl von Sachsen zu schreiben. Dieser Herr Geheimrath war äußerst aufgebracht, daß er vom Herzoge Carl so hintangesezt wurde, weil der Herzog alles dasjenige, was Mirbach nach seiner schriftlichen Plenipotenz unterschrieben hatte, völlig refusirte und ableugnete. Nun wandte Mirbach alles an, um den Herzog im Lande verhaßt zu machen. Er versprach Klopmann ein sehr Ansehnliches, wenn er bey den andern Mächten dieses rege zu machen versuchen wollte und zwar bey dem Frieden nach dem siebenjährigen Kriege. Klopmann communicirte den Plan an den klugen Minister v. Korff in Copenhagen, welcher ihn approbirte und auch zu gehöriger Zeit zu unterstützen versprach. Allein der General-Friedens-Congreß zerschlug sich bis zu einer andern bequemen Zeit, und der Separat-Frieden von Hubertsburg wurde gemacht. Klopmann erhielt nichts und seine gemachten Ausgaben und Reisen blieben unbezahlt, denn er reisete auf seine Kosten nach Danzig, um die Pièce daselbst drucken zu lassen, da sie aber wider den Herzog Carl war, den Sohn des Königs von Pohlen, des Beschützers von Danzig, so gelang ihm das nicht. Er retournirte also nach Königsberg und ließ sie anonym daselbst auf seine Kosten drucken und nachher in London wieder auflegen<sup>2</sup>. Nun fand Klopmann Gelegenheit, diese kleine Pièce besonders in Pohlen zu vertheilen. Er hatte sogar den Kammerdiener des damahligen Groß-Kanzlers gewonnen, der etliche Exemplare davon in dessen

<sup>1</sup> Eberhard Christoph v. Mirbach, Erbherr auf Lauckeseene, Starost von Polangen, polnischer und kurfürstlicher Geheimrath und Minister, geb. 1709, † 1769, war der Bevollmächtigte des Prinzen Carl bei dessen Verhandlungen mit der kurländischen Landesversammlung am 17. März 1758 über die Punkte, welche der Herzog vor der Belehnung durch den König anzuerkennen sich verpflichten sollte. Er zerfiel später mit dem Herzog Carl und trat mit den Anhängern Birons in Verbindung; besonders darüber soll Mirbach aufgebracht gewesen sein, daß der Herzog ihm nicht das Amt Rußau, wie er wünschte, verlieh.

<sup>2</sup> Sie erschien unter dem Titel: Imperanti nullum esse jus in populum, apud quem est de summa imperii potestate, electionis lege, disponendi, quam quod per leges fundamentales pactaque cum populo ipsius imperii inita, ei concessum, ex principiis juris naturae ac gentium demonstratur, (Königsberg) 1760, Londini 1761.

Cabinet auf seinen Schreibtisch placirt hatte, welches er durch ansehnliche Bestechung zu bewirken suchte. Er reussirte darin und die Pièce machte Aufsehn in dem Reichstage, besonders da sie in lateinischer Sprache geschrieben war, welche den Pohlen besonders gemein ist. Sie wurde confisciret, indem er sich für den Herzog Ernst Johann besonders interessiret und seine Gerechtfame vertheidigt hatte. Herzog Carl, dieser gute Prinz von dem besten Herzen, wurde irrig geleitet und auf solche Wege gebracht, daß er sich mit der Landschaft brouillirte, den damahligen Großfürsten Peter III. negligirte und zuletzt eine anständige und wohl zu nützende Politique gegen Rußland nicht zu beobachten suchte.

Nachdem Klopmann seine Familiensachen arrangirt hatte in der Absicht, vielleicht auf immer nach England zurückzukehren, ging er zu Schiffe nach Kopenhagen. Er hielt sich etliche Wochen daselbst auf und machte seine Aufwartung dem damahligen russischen kaiserlichen Minister Baron v. Korff<sup>1</sup>, einem gelehrten und im diplomatischen Fache erfahrenen Mann. Dieser empfing ihn freundschaftlich und offerirte ihm sein Haus. Klopmann überreichte ihm ein Exemplar von seiner kleinen Pièce: *de Ducem eligendi*, welche er mit Güte annahm, ihm seine zahlreiche und auserlesene Bibliothèque<sup>2</sup>, wie auch ein Exemplar von eben der Pièce: *de Ducem eligendi*, welche er eben aus London bekommen hatte, zeigte. Hier machte er eine Bekanntschaft von zweyen Engländern und reisete über Hamburg und Holland nach London. Er blieb hier über 2 Jahre, frequentirte den Hof und erweiterte seine Bekanntschaften. Auch hatte er einen Plan, das Lotto in London zu errichten, wozu er durch einen Italiener, welcher sich mit Galzabize entzweyt hatte, angereizt wurde. Da aber nur die Staatslotterie vermöge einer Parlaments-Acte mit Ausschluß aller andern erlaubt ist, so scheiterte der Plan, ebenso der einer Fabrique der Marseiller nicht unähnlichen Seife, ohne Feuer, nämlich mit Del und spanischer Asche, Barillos, wovon die Proben gut waren. Aber wegen des mit Spanien ausgebrochenen Krieges war das Unternehmen nicht vortheilhaft, und Klopmann hatte noch das Unangenehme, daß die verschiedenen Gefäße und Anstalten zu diesem Werke

<sup>1</sup> Johann Albrecht v. Korff aus Rengenhoff, geb. 1697, Präsident der Akademie der Wissenschaften und Geheimrath, ging 1740 als Gesandter nach Kopenhagen, wo er mit kurzer Unterbrechung bis zu seinem Tode blieb, † 1766. Büsching, Lebensbeschreibungen denkwürdiger Personen, Bd. 3, S. 198—209 giebt eine auf eigener Bekanntschaft mit diesem seiner Zeit sehr angesehenen und berühmten Staatsmann beruhende Lebensskizze von ihm.

<sup>2</sup> Korffs Bücherammlung, reich an Seltenheiten und Manuscripten, war eine der größten jener Zeit, sie wurde von der Kaiserin Katharina II. angekauft und später ihrem Großsohne, dem Großfürsten Konstantin, geschenkt. Ein Theil derselben ist später als Alexandrowsche Bibliothek nach Dorpat gelangt.

confisquirt wurden, weil man dem Departement der Seifen-Inspection nicht vorhero die gehörige Anzeige gemacht. Zufolge einer Parlaments-Acte hatte man 3 Penny für jedes Pfund gemachter Seife an die Inspectoren zu entrichten. Wie nun Klopmann die Vorsichtigkeit gehabt hatte, solches anzuzeigen, aber an einem Tage, wo das Bureau fast schon geschlossen war, so wurde er also gerechtfertigt, nachdem er seine Sache selber in englischer Sprache plädirte und gewonnen hatte. Nun bekam Klopmann eine gute Empfehlung an den damaligen englischen Envoyé extraordinaire in St. Petersburg, den Chevalier Hanbury Williams, einen gelehrten und vortrefflichen Dichter im Lateinischen wie im Englischen, als auch geschickten und erfahrenen Staatsmann. Er embarquirte sich nach Riga und da er eine sehr lange Reise hatte, war der Chevalier Williams, welcher seine erste Reise-Route geändert, über Schweden abgegangen; er fand sich also genöthigt, mit dem ersten Schiffe aus Riga absegelnd, wieder nach Kopenhagen zurück zu gehen. Dieses glückte ihm und er vergaß die drohende Gefahr Schiffbruch zu leiden, die er bey Bornholm ausgestanden hatte, da das Schiff auf eine Sandbank gerieth, darauf beynahe 2 Stunden lag, aber dennoch ohne großen Schaden durch einen vortheilhaften Wind, der vom Lande wehte, glücklich davorkam. Der Chevalier Williams empfing Klopmann nach abgegebenen Empfehlungen mit Güte und Freundlichkeit, engagirte ihn auch etliche Tage darauf als seinen Gesandtschafts-Cavalier, da er als Ambassadeur nach Madrid gehen sollte und von dem damaligen Staats-Secretär Lord Holderneß die königliche Versicherung dazu schon erhalten hatte. Der Chevalier Williams hatte seinen Legations-Secretär in St. Petersburg als Chargé d'affaire gelassen, fand es daher für nöthig, Klopmann als seinen Privat-Secretär zu gebrauchen und schenkte ihm auch sein ganzes Vertrauen, so daß er ihm das englische Chiffre übergab, um die gehörige Correspondence zu führen. Der Chevalier trat nun seine Reise, wiewohl zu einer beschwerlichen Jahreszeit, im Winter von Kopenhagen über die Belte nach Hamburg an. Er kam daselbst glücklich an und mußte sich wegen des widrigen Windes und eingefallenen starken Frostes etliche Wochen in Hamburg aufhalten, denn der Hafen in Cuxhaven war gefroren, und die englische Fregatte, welche den Chevalier hinüberbringen sollte, konnte wegen des Eises nicht aussegeln. Er schickte daher Klopmann nach Cuxhaven, um das Nöthige zur Abreise zu besorgen. Binnen dieser Zeit hatte der Chevalier eine unglückliche Bekanntschaft mit einer schönen jungen Dame von Stande gemacht, die sein Geld gewiß mehr liebte als sein Alter, denn er hatte etliche 50 passirt. Diese wußte ihm solche Mittel einzugeben, daß der arme Chevalier gestöhrt wurde und sie sogar zu heyrathen versprach, welches doch nicht geschehn konnte, da seine Gemahlin noch in London lebte und solches nicht ohne förmliche

Ehescheidung stattfinden konnte. Er hatte ihr 10 Tausend Pfund Sterling versprochen, sobald sie ihm nach London folgen würde. In dieser unglücklichen Verfassung kam er nach Cuzhaven, nachdem ihm Klopmann zwei Efstafetten geschickt hatte. Er rief ihn sogleich in sein Schlafzimmer, zeigte ihm ein Billet, welches er küßte, von dieser schönen Dame, die ihn darin schon ihren Gemahl nannte, und bat ihn, daß er an seinen Banquier in Hamburg Mess. Hanbury & Halscy einen offenen Wechsel zu ihrer Reise nach England schicken sollte. Er befahl also Klopmann, sogleich an Mess. Hanbury & Halscy zu schreiben und der Dame so viel Geld, als sie immer verlangte, gegen Quittung zu zahlen, ferner ließ er ihn einen Brief an seinen guten Freund, einen General in sächsischen Diensten, einen Irländer von Geburth, nach Dresden schreiben, worin er ihm anzeigte, daß die Engländer eine Descente auf den französischen Küsten im Juni oder Anfangs July machen würden. Ferner ließ er an seinen Correspondenten in Rom, Berlin und Dresden so viele Ordres zum Ankauf verschiedener Gemälde von den ersten Meistern, von prächtigen Wagen, Moeublen und Porcellainen Services geben, die, wenn sie erkaufte worden wären, gewiß gegen 15,000 Pfd. Strl. betragen hätten. Nun sah Klopmann wohl ein, daß sein armer Chevalier völlig gestört war, besonders bey dem Brief nach Dresden, da er ein so großes Geheimnis einem Feinde von England entdecken wollte, und zwar 6 Monathe vorher. Klopmann saß bis 2 Uhr des Morgens in seinem Schlafzimmer und schrieb alle diese Briefe, die der Chevalier unterzeichnete. Er hatte auch ein paar selber geschrieben, besonders einen an seine Schöne, in welchem er ihr sagte, daß sie so viel Geld, als sie nur verlangen würde, von seinem Banquier in Hamburg haben könnte. Klopmann versiegelte nun alle diese Briefe mit des Chevaliers Petschaft und sollte sie sogleich per Efstafette nach Hamburg abfertigen. Allein da er wohl einsah, daß dergleichen Nachrichten nach Dresden dem Staate höchst nachtheilig und nach England der Familie schädlich waren, und daß die vielen Bestellungen dem Chevalier und seiner ganzen Familie sehr zur Last fallen könnten, so entschloß er sich, alle diese Briefe nicht abzuschicken, sondern nur einen an Mess. Hanbury & Halscy zu schreiben, worinnen er sie ersuchte, keinen Shilling an die Dame für Rechnung des Chevalier zu geben, indem sie ohne Zweifel schon wüßten, in welcher unglücklichen Verfassung diese wäre. Dieses glückte Klopmann. Die Dame hatte von dem Banquier des Chevalier 1000 Pfd. Sterl. verlangt, welche ihr aber refusiret wurden, weil sie keine Ordre noch Anweisung dazu erhalten hätten. Nun persuadirte Klopmann den Chevalier, sich zu embarquieren, denn die Fregatte war schon auf der Rhede. Er folgte ihm, und sie segelten den folgenden Morgen ab. Nun wurde der Chevalier unruhig. Klopmann und der auf dem Schiffe befindliche Chirurgus, ein

geschickter Mann, überredeten den Chevalier sich zur Ader zu lassen, welches mit 10 Unzen Blut geschah. Dieses beschäftigte ihn. Die Fahrt war kurz und glücklich. Er landete in Harwich, von wannen Klopmann sogleich eine Estafette an Lord Essex, Schwiegerjohn des Chevalier, nach London abfertigte, um ihn von der Lage seines Schwiegervaters zu präveniren. Der Chevalier logirte bey Lord Essex. Man gab ihm besondere Zimmer und er sah Keinen außer Klopmann. Man suchte dieser Krankheit einen andern Nahmen zu geben, in der Hoffnung, daß er sich bald bessern würde, allein die königlichen Aerzte fanden ihn leyder schlecht und gaben keine baldige Hoffnung zur Genesung. Hievon mußten sie Bericht an den König abstaten, indem ein Ambassadeur unverzüglich nach Spanien geschickt werden sollte, wozu der Chevalier als geschickter Negociateur bestimmt war. Unter diesen Umständen verlorh der Chevalier diese ihm zugedachte vortheilhafte Stelle, folglich Klopmann auch seinen guten Posten. Die Familie des Chevaliers, besonders Lord Essex und seine verehrungswürdige Gemahlin, Tochter des Chevaliers, bezeugten viele Dankerkennlichkeit an Klopmann und offerirten ihm ihr Haus. Auf Anrathen der Aerzte wurde der Chevalier nach seinem Landgute Colbrook in Wallis geschickt, um sich der heitern Luft und des kalten Bades, welches daselbst außerordentlich bequelm und erfindungsvoll in einem Berge angelegt war, mit Nutzen zu bedienen. Dieses Mittel that ihm außerordentlich gute Dienste. Er befand sich nun wohl, schrieb an Klopmann, seinen alten attachirten Freund, sogleich zu ihm zu kommen, schickte ihm die Reisekosten und seine eigene Equipage mit 4 Pferden zwey Stationen vor seinem schönen Landsitze entgegen. Hier empfing ihn der Chevalier mit Heiterkeit, Freundschaft und Wärme, und Klopmann blieb 3 Wochen ganz allein bey ihm, wo weder Interesse noch Langeweile ihre Laune stöhren konnten. Ein Jeder liebte die Lecture, und der Chevalier hatte besonders den Ton zu amusiren und durch seine großen Kenntnisse lehrreich zu werden. Des Morgens wurde ausgeritten auf die vortreflichen Berge, wo die Ausichten mahlerisch und vielleicht nicht nachahmlich sind. Man kam zum Frühstück zurück, laß nachhero die öffentlichen Londoner und andere Zeitungen, auch eine Ode von Horaz, denn dieses war des Chevalier Lieblingsauthor. Er machte selber recht gute lateinische Verse, und man nannte ihn in England a very fine Scholar (einen in der lateinischen Sprache und Alterthum sehr versirten Mann). Hier brachte Klopmann seine Zeit sehr angenehm und glücklich zu, ohne weiter an die Reize einer verführerischen, jungen Leuten doch nachhero nachtheiligen Lebensart zu gedenken. Kurz, der Chevalier befand sich recht wohl, ohne die geringste Spur einer vorigen Abwesenheit des Geistes erkennen zu geben. Klopmann referirte alles dieses als einen glücklichen Vorbothen der Gesundheit des Chevalier nach London. Nun wurde verlangt, daß der



Chevalier nach den Bädern von Bristol kommen sollte. Dieses geschah und Lord und Lady Essex empfingen ihn daselbst aufs zärtlichste. Hier blieb er mehr als 3 Wochen und befand sich wohl. Klopmann nutzte diese vorzügliche Gelegenheit, seine Bekanntschaften zu erweitern. Der Chevalier und seine Familie liebten ihn, und er hatte das Glück, besondere Freundschaft und Achtung von allen diesen zu genießen. Nun rieth man dem Chevalier nach den Bädern von Bath zu gehen, woselbst er 4 Wochen blieb, sich sehr wohl befand und alle Tage in Gesellschaft des klugen und staatsverständigen Lord Chesterfield<sup>1</sup> sich befand, welcher fast immer bey dem Chevalier zu Mittage speiste, wie auch des bekannten Queen, eines der ersten Acteure im Tragischen und vorzüglichsten Schriftstellers, auch eines der besten Gesellschafter. Klopmann hatte vielleicht das seltene Glück, diesen Herrn zu gefallen, denn er sprach nur Englisch mit ihnen und hatte den ganzen Ton der Nation angenommen. Lord Chesterfield und besonders Queen fragten sehr viel nach dem Charakter und den Sitten der Kurländischen Nation und ihrer Sprache, worüber ihnen Klopmann die gehörige Auskunft gab. So wurden diese glücklichen Tage vollbracht, ohne daß man das Geringste von einem neuen Anfall des Chevaliers zu befürchten hatte. Klopmann, der damahlen das Tanzen sehr liebte, hatte ein Auge auf Miß C., eine Dame von liebenswürdigem Charakter, geworfen. Er tanzte bey allen öffentlichen Bällen den ganzen Abend mit ihr, ohne Ausnahme, nach dem dasigen Gebrauch, und es schien, daß diese Neigung nicht flüchtig war, sondern vielmehr beständig und für beyde glücklich werden könnte. Doch eine unerwartete Trennung vereitelte alles dieses. Die ganze Familie des Chevalier retourmirte nach London und folglich Klopmann auch. Der Abschied von der schönen tugendhaften und liebenswürdigen Miß Betsy C. war zärtlich und rührend. Doch was ist dieses blendende Glück, diese herzliche Empfindung? Nichts als Täuschung! Von Bristol und Bath zurückgekommen, hatte die Familie dem Chevalier ein kleines Haus bey London in Chelsea für den Sommer gemiethet, wo nur Klopmann bey ihm war, weil er ihn leiden konnte, alle andern waren entfernt. Hier passirte er fast 6 Wochen, zeigte nicht die kleinste Spur seiner vorigen Krankheit und unterhielt sich mit Klopmann sehr lehrreichend. Er liebte die lateinische Sprache und Horaz war sein Favorit-Poet. Er hatte einige kleine lateinische Gedichte gemacht

<sup>1</sup> Lord Philipp Dormer Stanhope, Carl von Chesterfield, geb. 1694, zuerst Gejandter im Haag, dann Lord-Meutenant in Irland, 1746 Staatssecretär, seit 1748 in Zurückgezogenheit lebend, † 1773, der Verfasser der berühmten „Briefe an seinen Sohn“, welche die Quintessenz der Lebensweisheit eines hochgebildeten Weltmannes, sowie einen Schatz seiner Menschenbeobachtung enthalten und von Munding neulich deutsch bearbeitet worden sind.

und an seine Freunde dedicirt, ebenso verschiedene englische, die sich in Dobleys Collection befinden, wodurch er sich aber Feinde, indem selbige sehr satyrisch sind, zugezogen hatte. Nun glaubten seine zwei Brüder, daß er vielleicht genesen könnte und sein ganzes ansehnliches Vermögen in andere Hände fallen würde, dahero versuchten sie es, ihn als lunatique zu declariren, und folglich nach den englischen Gesetzen sein Vermögen zu sequestriren, welches aber nicht eher als durch eine völlig declarirte Tollheit gerichtlich geschehen konnte. Um dieses zu bewirken, wurden 4 starke Männer des Morgens frühe um 5 Uhr nach Chelsea mit der bekannten Weste für Tolle abgeschickt, um ihm selbige anziehen zu lassen. Klopmann wußte von allen diesen grausamen Anschlägen nichts, bis er endlich von des Chevaliers Kammerdiener aufgeweckt wurde, welcher ihm sagte, daß man dem armen Chevalier die Weste angezogen hätte, wodurch seine Hände rückwärts gebunden waren. Klopmann stürmte aus seinem Zimmer und wollte in das von seinem Wohlthäter und Freunde; allein die dazu bestimmte Wache ließ ihn nicht in das Schlafzimmer, wie auch die 2 Brüder solchem widerstanden. Klopmann fand es also nicht rathsam, allen diesen sich zu widersetzen. Die Brüder verlangten auch die Casette und die Papiere des Chevaliers von Klopmann, allein er erwiderte: Sie legen ihre Petschaften auf selbige, und ich werde desgleichen thun, und wenn die Familie von Gerichtswegen es verlangen wird, so werde ich alles gegen Quittung ausliefern. In dieser Zwischenzeit schrieb Klopmann an die andern Anverwandten und Freunde des Chevaliers und referirte den ganzen Umstand und die Verfassung der Gesundheit des guten Chevaliers. Man schien darüber verschiedentlich zu urtheilen, aber nichts Entscheidendes zu thun und die Sache blieb dergestalt, daß Klopmann Chelsea und das Haus des Chevalier verließ und nach London zog, und alle Papiere, die Chatouille und andere Sachen in Gegenwart der Brüder des Chevaliers und seiner Gemahlin, mit welcher er zwar nicht lebte, die aber dennoch, da sie nicht von ihm geschieden war, als seine rechtmäßige Gemahlin angesehen werden mußte, übergab. Klopmann erhielt auch über alles dieses eine förmliche Quittance. Da er nun weniger beschäftigt war, machte er die Bekanntschaft von einer schönen Tänzerin, einer Französin, die auf dem Theater von Drury Lane engagirt war, Mlle. P. Sie war vorhero von einem reichen Engländer entretent worden und hatte 50 Pfd. Sterling monatlich ohne ihre Chambre garnie. Ihr Freund reiste nach Italien, wo er 2 Jahr wegbleiben wollte. Nun war Mlle. P. nicht engagirt. Klopmann gewann sie, sie gab ihm Proben ihres Attachements mitten unter den vielen Offerten, die man ihr machte. Klopmann heurthe ein Haus in Roland Street near great Malborough Street und lebte anderthalb Jahr mit ihr. Sie war eine angenehme und liebenswürdige Person und

wusste die Honneurs bey Tische sehr wohl zu machen. Endlich nahmen beyder Cassen durch das gute Leben und öftere Tractiren sehr ab, und Klopmann sah ein, daß, da er auf wenig Zuschub aus seinem Vaterlande mehr hoffen konnte, er sich doch, wenn auch ungerne und mit einem fühlenden schmerzhaften Herzen von ihr trennen müßte. Ehe aber dieses geschehen, hatte ein gewisser Legations-Secretär von einem in London residirenden Ambassadeur bey Klopmann gespeißt und die Bekanntschaft dieser reizenden P. gemacht. Er war in einem Alter, wo ein einmal gefaßtes Attachment fortbauern ist, und sie war es auch, die ein solches zu erhalten wusste. Kurz, Mr. M. bekam sie aus den Händen seines Freundes, den er hochschätzte und dem er wegen seiner Empfehlung besonders gut war. Nunmehr dachte Klopmann auf einen andern Plan, wozu ihm die großen Bekanntschaften in dem Hause des Lord Essex Gelegenheit gaben. Er wurde George Townshend besonders anempfohlen, welcher als commandirender General mit einer Expedition nach Quebec abgehen sollte. Klopmann engagirte sich bey ihm, und sollte besonders in seiner Kanzley gebraucht werden. Er befiehl aber an einem hitzigen Fieber krank, so daß er nicht folgen konnte, und die Expedition segelte ab. Nun starb die Kaiserin Elisabeth und Thro Maytt. Peter III. glorreichen Andenkens rief die Familie v. Biron aus ihrem Exilio aus Jaroslaw zurück und Catharina II., diese glorreiche Monarchin, setzte Ernst Johann wieder in den Besitz seiner Herzogthümer Curland und Semgallen. Gleich darauf schrieb der Herzog an Klopmann nach London, wahrscheinlich weil er einen Secretaire engagirt hatte, der mit Klopmann in Jena studiret, einen geschickten und würdigen Mann, Mr. de Raison, nachherigen Geheimen Rath<sup>1</sup>, der ihm von der kleinen Pièce gesprochen de Ducem eligendi, die Klopmann in England hatte drucken lassen, in welcher er die Gerechtfahme des Herzog Ernst Johann und seiner Familie auf Curland behauptete. Dieses gab gewiß Anlaß zu dem Briefe und der Offerte, ihn als Kammerjunker bey seinem Hofe zu engagiren. Klopmann folgte diesen angenehmen Winde und segelte mit dem Schiffe von London nach Hamburg, wo er sich 14 Tage aufhielt und seine alten Freunde besuchte, ging dann nach Lubek und von da zu Schiffe nach Riga. Er war aber lange unterwegs, indem das Schiff 13 Tage bey Domesneß sich aufhalten mußte, weil noch vieles Eiß in der Bay war. Klopmann machte die Bemerkung, daß an dem Orte,

<sup>1</sup> Friedrich Wilhelm von Raison, geb. 1726 zu Coburg, kam 1760 als Hofmeister beim Oberstlieutenant von Firk's auf Vesten nach Kurland, wurde 1762 geheimer Cabinetssecretär Ernst Johanns und 1787 von K. Friedrich Wilhelm II. in den preussischen Freiherrnstand erhoben und zum Geheimrath ernannt, † 1791. Er war die Seele der herzoglichen Regierung in den Jahren 1770—1791 und Hauptbeförderer der Stiftung der Academia Petrina. Vgl. Necke und Napierßky: Schriftstellerlexikon III. 461—463.

wo das Schiff nebst etlichen 31 mehr geankert hatte, nämlich bey Steinerort, wie die Karte es anzeigt, ein vortrefflicher Hafen anzulegen wäre, welches auch der englische Capitain, auf dessen Schiff sich Klopmann befand, völlig bekräftigte und demonstirte. Er behauptete sogar, daß Linienfahrer hier Wasser genug hätten und vor Stürmen gesichert wären. Endlich landete Klopmann glücklich den 12. May 1763 in Riga. Der jüngere Prinz des Herzogs Ernst Johann von Curland befand sich als Generalmajor daselbst<sup>1</sup>. Klopmann wurde von diesem klugen Prinzen wohl empfangen, welcher ihm zugleich die Gefinnung des Vaters bekannt machte. Er fuhr ohne großen Aufenthalt nach Mitau, wo er sogleich bey dem Erbprinzen Peter als Kammerjunker engagirt wurde, auch zugleich seine Correspondence führte.

Der Prinz machte kurz darauf eine Reise nach St. Petersburg, wohin ihn Klopmann begleitete und den Vergleich zwischen dem Herzog Ernst Johann und dem Feldmarschall Grafen von Münnich zu negociieren den Auftrag hatte wegen der freyen Standesherrschaft Wartenberg, Bralin und Goschütz<sup>2</sup>. Nach einem 7 monathlichen Aufenthalte reisete der Prinz nach Warschau zur Kröhnung, um das Lehn der Herzogthümer für seinen Vater und für sich zu empfangen. Der Herzog Ernst Johann wollte, daß Klopmann als Chargé d'affaires in St. Petersburg bleiben sollte, wozu er ihn auch die gehörigen Vollmachten und das Creditif übersandte; allein der Erbprinz, der ihm das Vorzugsrecht für diese Reise geben wollte, schrieb an seinen Vater, daß er einen Andern dazu erwählen möchte, welches auch nachgegeben wurde. Die Suite war ansehnlich und Klopmann war von selbiger. Der König Stanislaus Augustus hatte besondere Gnade für ihn und redete mit ihm gemeinlich englisch, weil er vorher, als Graf Poniatowsky zum Gesandtschaftscavalier bey eben dem Chevalier Williams, als dieser nach St. Petersburg ging, engagirt worden war, welche Stelle später Klopmann bestimmt ward. Nach der Kröhnung und Lehnsempfangnis, welche prächtig und in ihrem Costüme sehenswürdig waren, machte der Prinz eine Tour nach Berlin und etlichen teutschen Höfen. In Anhalt-Deßau wurde er auf das freundschaftlichste

<sup>1</sup> Karl Ernst Biron, geb. 1729, † 1801.

<sup>2</sup> Ernst Johann Biron hatte 1734 die Standesherrschaft Wartenberg vom Grafen Dohna für 370,000 Reichsthaler gekauft. Nach seinem Sturze schenkte die Regentin Anna die Besitzung dem Feldmarschall Münnich. Nach Biron's Rückberufung durch Peter III. kam ein Vergleich zwischen ihm und Münnich zu Stande, durch den Biron die schlesischen Besitzungen gegen eine Münnich gezahlte Geldentschädigung zurückerhielt. Büching, Magazin für neuere Historie und Geographie Bd. III, S. 414, 504. Prof. Engelmann in der „Balt. Monatschrift“ Bd. XXXIX, S. 560, 566 und besonders Th. Schönborn, Die Standesherrschaft Wartenberg im Besitz des Herzogs Biron von Curland und des Feldmarschalls Münnich 1741—1764 in der Zeitschrift für schlesische Geschichte Bd. XIV, 1879, Heft 2.

empfangen, ihm etliche angenehme Feten, als Bälle und eine angestellte Parforcejagd, die besonders da vorzüglich ist, gegeben, und man glaubte, daß die schöne und lebenswürdige Prinzess ihn fesseln würde. Er war aber noch zu unentschlossen dazu. Von da reifete er nach Krolsen zu dem Fürsten von Waldeck, welcher ihn besonders gütig aufnahm, ob er gleich nur unter dem Nahmen eines Grafen von Bralin reifete. Hier sah er die schöne, lebenswürdige Prinzess Louise, die ihm gefiel, doch wollte er weiter reifen. Er reifete wirklich auch unter dem angegebenen Nahmen nach Braunfeld zu dem Fürsten von Solms und sah daselbst eine verehrungswürdige Prinzess, die eben so schön als lebenswürdig war. Er verlangte aber die älteste Prinzess von Waldeck zu sehen. Holland und die Niederlande bereifete er auch. Klopmann begleitete ihn allenthalben und führte seine Correspondence, besonders in Warschau während des Reichstages, da noch viele Streitigkeiten zwischen seinen Vater, dem Herzog Ernst Johann und der Ritter- und Landschaft in Curland herrscheten. Der Prinz war eben im Begriff nach Helvet zu gehen und eine kleine Tour nach England zu machen, da erhielt er die Nachricht von einer großen Krankheit seines Vaters. Dieses änderte den Plan des Prinzen und er kam wieder auf die Heyrathsgedanken, sich mit einer Prinzess v. Waldeck, welche er in Bergzabern bey ihrer Großmutter, der Herzogin von Zweybrücken, gesehen hatte, zu vermählen. Klopmann hatte den Auftrag, die Heyrath zu negociiren, was nicht ohne Schwierigkeit war; denn es waren noch verschiedene Parteyen des Adels in Curland, welche dem Herzog Carl zugethan waren und also einige Schwierigkeiten machten, wovon der Prinz von Waldeck und die ganze Familie durch die in Sachsen herrschende Partie für Herzog Carl genau unterrichtet worden war. Klopmann suchte indessen der Sache ein besseres Licht zu geben und das politische System, welches Rußland immer in Curland seit so vielen Jahren mit dem größten Uebergewichte behauptet hatte, überzeugend zu demonstrieren. Er machte die Ehepacten, welche in Krolsen unterzeichnet wurden, wo auch das Beylager erfolgte<sup>1</sup>, worauf der Erb-Prinz mit seiner Gemahlin nach Curland über Berlin abreifste. In Berlin wurde er auf das gnädigste vom seel. Könige Friedrich II. dem Großen empfangen, indem Se. Majestät den damaligen Erbprinzen nebst dessen Gemahlin nach Potsdam invitirten, wo sie vier Tage auf das Gnädigste aufgenommen wurden. Diese Ehe war nicht glücklich, denn sie wurde durch eine unheilbare Krankheit, wie die Aerzte es behaupteten, gestöhrt. Es wurden die berühmtesten Aerzte in London, Paris und der Schweiz zu Rathe gezogen, wie sich die Herzogin denn auch bey dem so geschickten Tissot beynah ein Jahr aufhielt. Eine

<sup>1</sup> Caroline Luise, Prinzessin von Waldeck, geb. 14. Aug. 1748, vermählt mit dem Erbprinzen Peter 14. Oct. 1765, † 1782 18. August.

Ehescheidung fand statt' und der Erb-Prinz sollte sich wieder vermählen. Klopmann als Hofmarschall bekam den Auftrag, ihm eine Prinzessin von den Teutschen Höfen zu choisiren, oder zum wenigsten Portraits von denselben zu verschaffen, weil der Russische Hof verlangte, daß der Prinz sich wieder vermählen sollte, vielleicht aus politischen Ursachen wegen Preußen. Daher bekam Klopmann auch die Erlaubnis russische Uniform zu tragen und nach Teutschland zu reisen. Vom Herzoge erhielt Klopmann folgende Instruction:

Nachdem Wir zufolge Unsers auf das Attachment, die geprüfte Treue, Dexterité des Wohlgeborenen Unsers Hof-Marschall von Klopmann gnädigt gesetzten Vertrauens beschloßen, denselben eine Reise nach verschiedenen Teutschen Höfen thun zu lassen, um durch Ihn vorläufig ein und andere Rundschaft und Nachrichten, von denen Wir bey der zu unternehmenden Wahl einer Gemahlin Gebrauch zu machen gedencken, einzuziehen: Als haben Wir für nöthig erachtet, bey dessen jetzt bevorstehender Abfertigung und zur erforderlichen Instruction, Unsere Meynung, nach welcher Er sich bei sothanen Geschäfte achten wird, in folgenden zu erkennen zu geben.

1) Da Ihm allbereit die Höfe, auf welche Wir unser Augenmerk vor andern gerichtet haben nehmlich Mecklenburg-Strelitz, Holstein, Darmstadt und Raßau-Saarbrück bekannt sind, so wird Er seine Reise nach selbigen auf das förderlichste antreten, und ohne genugsame Bewegungsgründe von selbiger sich nicht abwendig machen lassen; wobey Wir Ihm jedoch frey stellen, auch andre Fürstliche und alt-Reichsgräfliche Höfe, welche auf Seiner Tour oder nicht allzu entfernt davon seyn, zu besuchen, wosern an selbigen Prinzessinnen oder Gräffinnen, so Uns convenable seyn möchten, anzutreffen wären.

2) Bey Seinem Aufenthalte an Höfen, und sonst überhaupt desto weniger Verhinderungen und Anstoß ausgezet zu seyn, und so viel leichter aller Aufmerksamkeit und Zurückhaltung, die Er erwecken könnte, wenn man vermuthete, daß Er einige Aufträge hätte, auszuweichen, wird Er sich lediglich als ein in eignen Geschäften Reisender verhalten, und den Endzweck Seiner Reise auf keine Weise bekannt werden lassen, sondern vielmehr denselben hinter den Vorwandt, der Ihm nach Beschaffenheit der Umstände am wahrscheinlichsten seyn wird, verdeckt halten.

3) Die Größe, das Vermögen und das Ansehen des Hofes werden wir zwar bey der Wahl einer künftigen Gemahlin als ziemlich gleichgültig ansehen: jedoch verstehet Sich von selbst, daß dieselbe aus einem Fürstlichen

<sup>1</sup> 15. Mai 1772; die Herzogin spricht sich in einem am 17. December 1772 aus Frankfurt a. M. geschriebenen Briefe sehr ungünstig über den Herzog und die Zeit ihrer Ehe mit ihm aus. Sitzungsberichte der kurl. Gesellschaft für Literatur und Kunst, 1876, S. 25, 26.

oder doch Alt-Reichs-Gräflichen Hause seyn müße. Eine gesunde Leibes-Constitution, angenehme Bildung und ein gefälliger Anstand im äußerlichen, sind nächst einem tugendhaftem Charakter die wesentlichen Eigenschaften, die Wir in Betrachtung ziehen werden.

Es wird dannenhero Unser Hof-Marschall da, wo er einen Gegenstand finden wird, welcher Uns zuträglich zu seyn scheinen möchte, Sich ernstlich bemühen, so viel möglich zuverlässige Nachrichten von den persönlichen Eigenschaften der Prinzessin, von deren Neigung und Gesinnungen, von der innerlichen Verfassung der Familie und deren Connexionen, ingleichen: ob der Dame schon Vorschläge oder Ausichten zur Vermählung vorgekommen und wie solche aufgenommen worden? einzuziehen, von allen diesen aber Uns genaue Relation zu erstatten, auch auf den Fall, wenn auf eine Dame besonders Reflexion zu machen seyn sollte, darauf bedacht seyn, Uns ein Portrait von derselben, bey welchen mehr auf die getroffene Aehnlichkeit als auf die Kunst des Mahlers zu sehen, zukommen zu lassen.

4) Weil aber die meisten von diesen Punkten von einer Beschaffenheit sind, über welche ein Fremder nicht leicht ein sicheres Urtheil fällen kann, so wird es ein nicht geringer Vortheil seyn, wenn Unser Hof-Marschall sich das Vertrauen solcher Personen, denen das Innere des Hofes, wo Er sich aufhalten wird, bekannt ist, erwerben kann, um von selbigen desto genauere Erörterungen und Entdeckungen einzuziehen.

5) Die Berichte von diesem Allen wird Er directe an Uns Selbst, und zwar solche, die sich der Post nicht sicher anvertrauen lassen, in Chiffren erstatten, und nach deren Beschaffenheit sodann fernere Verhaltensbefehle erwarten. Nach Anwünschung einer glücklichen Reise und desgleichen Erfolges derselben versichern Wir Ihn Unserer unwandelbaren Affectation und Wohlwollens.

Mitau, 25. Oct. 1772.

Peter, H. zu Curland.

Er bereisete auch in 18 Monathen (1772—74) die meisten Höfe in Teutschland, wo Prinzessinnen anzutreffen waren. So besuchte er den Darmstädter Hof, wo er die schöne und reizende Prinzessin des Prinzen George antraf, und von ihr die vortheilhafteste Beschreibung machte. Klopmann hatte das Glück, sehr gnädig an diesem Hofe empfangen zu werden. Man muthmaßte vielleicht auf das Geschäfte seiner Mission. Nachhero reisete er nach Holstein-Plöen und nach Gütin, zu dem alten würdigen Prinzen George v. Holstein, wo man ihm sehr viele Politesse erzeigte. Er hielt sich 3 Monathe in Mannheim bey dem damaligen Churfürsten von der Pfalz Carl Theodor auf, welcher ihm besonders gnädig war und ihn mit einer schönen goldenen Tabatière mit seinem Portrait beschenkte, auch nachhero ihm die seltenen Sammlungen der Medaillen aller Churfürsten von



der Pfalz und von Bayern überschickte. In dieser Zwischenzeit machte der Herzog Peter eine Tour nach St. Petersburg, denn sein Vater Ernst Johann hatte schon en faveur seiner, seines großen Alters wegen, auf die Herzogthümer Curland und Semgallen feyerlich renuncirt (1769) und dem Erbprinzen ward die Hulldigung in gewöhnlicher Form geleistet. Er verliebte sich in die Prinzessin Eudoxia Jessouhoff<sup>1</sup>, damahlige Hofdame Ihro Kaiserlichen Majestät Catharina II.; die Verlobung geschah in den innern Zimmern der Monarchin. Klopmann wurde sogleich zurückberufen, um die gehörigen Anstalten zum Empfang des Herzogs mit seiner Gemahlin in Mitau zu machen. Stanislaus August, der Klopmann wohlwolte, übersandte ihm aus eigener Bewegung den Stanislaus-Orden. Diese Heyrath<sup>2</sup> glückte auch nicht, denn nach zween Jahren erfolgte eine Separation, wie wohl nicht nach der Griechischen Kirche, dennoch aber nach der Lutherisch-Evangelischen, und das Consistorium in Mitau erklärte diese Ehe-Scheidung nach den Canonischen Rechten für gültig<sup>3</sup>. Klopmann bekam abermals einen Beweis von der Gnade des Königs; er überschickte ihm den weißen Adler-Orden. Der Herzog schritte nun wieder zur dritten Ehe mit der Gräfin Anna Dorothea v. Medem<sup>4</sup>, einer der liebenswürdigen ihres Geschlechts, sowohl wegen ihres vortrefflichen Charakters, als ihrer aimabilité. Ihre Gesundheit wurde nach etlichen Jahren etwas wankend. Man rieth ihr die Bäder Carlsbad und Pyrmont, welche sie auch zwey Jahre nach einander besuchte<sup>5</sup>. Sie nahm die Tour über Warschau, wo sie der König besonders gnädig empfing und sie vorzüglich distinguirte. Klopmann begleitete die Herzogin und hatte alles zu besorgen, besonders in Warschau auf den zwey brillanten Reichstagen, wo die Herzogin 3mahl die Woche große Assemblée und offene Tafel hatte. Die Herzogin wurde auch zum Behlager des Herzogs v. York und des Erbprinzen v. Dranien nach Berlin<sup>6</sup> eingeladen, wohin sie sich begab und dieser festlichen Feyer prachtvoll beywohnte. Klopmann war von der Suite. Er fand Gelegenheit sich in der Ordenskantzeley Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Ferdinand v. Preußen<sup>7</sup>, als Heer-Meister des Johanniter und Maltheiser Ordens, zu melden und seine 16 Ahnen beyderley Geschlechts

<sup>1</sup> † zu Petersburg 1780 19. Juli.

<sup>2</sup> Am 6. März 1774 geschlossen.

<sup>3</sup> 27. April 1778.

<sup>4</sup> 6. November 1779, † 20. August 1821.

<sup>5</sup> 1791 und 1792.

<sup>6</sup> Friedrich von York, Fürstbischof v. Osnabrück, vermählte sich am 29. Sept. 1791 mit Friederike, Tochter König Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Wilhelm, Erbprinz von Dranien, der spätere König Wilhelm I. der Niederlande, vermählte sich am 1. Oct. 1791 mit Wilhelmine, der zweiten Tochter Friedrich Wilhelms II.

<sup>7</sup> † 2. Mai 1813.

einzureichen, welche auch nach einer gehörigen Prüfung angenommen, und er dann der Candidatur fähig inscribiret wurde. Klopmann hatte das besondere Glück, nach 5 Monathen von Sr. K. Hoheit dem Prinzen Ferdinand eine Einladung und Schreiben zum Ritterschlage in Sonnenburg zu erhalten, wohin er sogleich abreißete und der gewöhnlichen feyerlichen Ceremonie als Ritter beywohnte.

Klopmann ist sieben mahl in Geschäften nach St. Petersburg geschickt worden, wo er, wenn er auch nicht allemahl reussiert, dennoch das Wesentliche betrieben und alles Unangenehme, welches vielleicht die unausbleibliche Folge hätte seyn können, gehörig abgewendet. Wie er denn auch dem Herzog große wesentliche Dienste in verschiedenen Modificationen geleistet, die auf dem point waren genehmiget zu werden, da selbige schon vom Könige von Pohlen unterschrieben waren, die er dennoch aber schieklich zu contrecariren wußte. Ferner hat er die Anerkennung der Herzogin Dorothe Gräfin von Medem bewirkt, die der Herzog Peter durch Verschiedene in St. Petersburg negociiren ließ und dafür 40000 Ducaten offerirt hatte. Allein alles dieses war nicht im Stande sie zu effectuiren, da die Monarchin einmahl entschlossen war, diese Heyrath nicht als gültig anzuerkennen, besonders da der Herzog nicht die Vorsicht gehabt hatte, diese weise und große Souverainin davon vorher zu benachrichtigen. Ungeachtet aller dieser Schwürigkeiten und des an Klopmann gemachten refus von Seiten des seeligen Prinzen Besborodko, welcher ihm auf eine freundschaftliche Art zu erkennen gab, daß, wenn der Herzog eine Million nach St. Petersburg in dieser Sache schicken wollte, sie dennoch nicht einen glücklichen Ausgang haben könnte, indem die Ministres sie der Monarchin zu zweyn mahlen vorgestellt, aber darüber keine Antwort erhalten hätten, als diese: *«C'est mon affaire»* — en se tournant. Daher man es nicht wagen wollte, wegen dieser Anerkennung noch etwas zu gedenken. Unterdessen adressirte sich Klopmann an den seel. Fürsten Potemkin, diesen großen und außerordentlichen Mann, und trug ihm die Sache in wenigen Worten vor, nachdem er das Glück hatte von ihm besonders gültig und freundschaftlich begegnet zu werden. Da Klopmann ihm die Proposition und Bitte machte, sich wegen dieser Sache bey der Monarchin zu interessiren, sagte ihm der Fürst: *Je ne suis en aucun rapport et obligation avec le Duc, votre maître.* Klopmann antwortete ihm darauf in Ausdrücken, die seinem erhabenen und wohlthätigen Geist schmeichelten, worauf er erwiderte: *J'en parlerai à l'Impératrice.* Nun reißte der Prinz nach Cherson und diese Sache blieb unausgemacht. Klopmann hatte das Glück, den Prinzen noch vor seiner Abreise um 12 Uhr Mitternachts zu sehen, um bei ihm die völlige Beendigung dieser so schwürig gewordenen Sache zu sollicitiren. Nun versprach

der Prinz es ihm und sagte ihm; wenn die Sache nicht bald beendigt wird, wovon Sie der Ueberbringer seyn sollen, so schreiben sie es mir durch einen Courier, der Zmahl die Woche nach Cherson abgeht. Klopmann wurde inzwischen als einer von den Commissarien der Handlungs-Convention zwischen Rußland und Curland ernannt, die in Riga statt hatte, folglich verhindert, die Acte der Anerkennung der Herzogin zu besorgen. Unterdessen wurde die Convention von dem Grafen Woronzow, dem Grafen v. Sievers und den übrigen Commissarien Russischer seits und den Curisch-Herzoglichen, dem Landhofmeister v. Klopmann, dem Geheimen Rath Grafen v. Kayserling, dem Oberhofmarschall v. Klopmann, dem Landesbevollmächtigten v. Howen und dem Baron v. Roenne unterzeichnet<sup>1</sup>. Er schrieb an den Prinzen nach Cherson und Er, dessen Wort heilig war, besorgte bey der Monarchin das Ganze. Klopmann machte die Reise von Mitau nach St. Petersburg in 62 Stunden und bekam die Erlaubnis von Catharina der Großen in Zarskoe Zello ihr vorgestellt zu werden, welches außerordentlich ist, indem man in der Sommers-Zeit, wenn die Souveraine in Zarskoe Zello war, nur an den Courtagen konnte präsentirt werden. Diese gnädige Monarchin sagte ihm: *Je suis faché de vous avoir donné la peine de faire deux fois ce voyage; vous en aurez la depêche par mon Vice-Chancelier;* reichte ihm die Hand und sagte ihm in den gnädigsten Ausdrücken, die nur ihr natürlich waren: *je vous souhaite un bon voyage.* Und denselben Tag wurde er mit der angenehmen Depeche der Anerkennung der Herzogin von dem würdigen und staatskundigen Vice-Canzler Grafen v. Ostermann abgefertiget, so daß die ganze Reise und retour nicht mehr als 9 Tage betragen hat. Nun flog Klopmann nach Mitau zurück, beseelt von einem aufrichtigen Attachment für die herzogliche Familie mit dieser angenehmen und fast nicht zu erwartenden Nachricht, welche dem Herzoge nichts gekostet hatte, obgleich er zu Anfang der Negoce 40,000 Ducaten offerirt hatte.

Klopmann hatte das Glück, bey verschiedenen Gelegenheiten von der Souverainin gekannt zu seyn. Auf Universitäten und auf Reisen war die Numismatik Klopmann eine sehr angenehme Beschäftigung. Er ließ dahero bey verschiedenen Gelegenheiten folgende Medaillen auf seine Kosten bey dem berühmten Abramson in Berlin, theils in Silber, theils in Gold prägen, wozu er selbst die Idee gab, als: auf das 5te Jahresfest des mitauschen Petrinuns (1779), auf die Rückkehr des Großfürsten Paul Petrowitsch und seiner Gemahlin Maria von einer Reise nach dem Auslande (1782), auf die Einnahme der Krim (1783), auf die Eroberung von Otschakow (1788), auf die Thronbesteigung Pauls I<sup>2</sup>. Nun renuncierte der hochselige Herzog

<sup>1</sup> 10. Mai 1783.

<sup>2</sup> Das kurländische Provinzialmuseum besitzt fast alle diese Medaillen; zu den

1795 den 17. März auf seine Herzogthümer Curland und Semgallen und etablirte sich mit seiner Familie in Sagan. Er äußerte bey seiner Abreise<sup>1</sup>, daß ihm Klopmann folgen möchte; allein Klopmann erkannte zwar mit fühlenden Dank dieses Anerbiethen an, schüzte aber sein schon avancirtes Alter, seine 35jährige, dem Hochfürstlichen Hause geleisteten Dienste vor, die ihn mehr nach Ruhe und einen Privat- als Hofes-Leben verlangen ließen.

Bey Antritt der Regierung Pauls I. schrieb Klopmann an Sr. K. Majt. glückwünschend, worauf eine eigenhändige Antwort erfolgte. Der Monarch war immer sehr gnädig gegen Klopmann gewesen, besonders als Großfürst, denn Klopmann hatte das Glück ihn 2 Mal nach Memel hin und retour bey seiner Vermählungen zu begleiten; auch nach Plescow, da er seine Reise ins Ausland machte, daselbst im Nahmen des Herzogs zu complimentiren. Ihre K. Hoheit empfingen ihn aufs gnädigste; die Battans wurden eröffnet und Klopmann zur Audience von Graf Nicolai Zwanowig Soltikow eingeführt. Der Großfürst hatte selber die Gnade, Klopmann zur Mittagstafel zu invitiren und sich über verschiedene Gegenstände, den Herzog betreffend, zu erkundigen und sich mit ihm auf das gnädigste zu unterhalten. Bey der Retour Sr. K. Hoheit von Seinen Reisen wurde Klopmann wieder nach Grodno geschickt, um ihm zu seiner glücklichen Retour Glück zu wünschen. Klopmann nutzte diese Gelegenheit und präsentirte ihm und Seiner Gemahlin 2 goldene Medaillen, wie vorhero angezeigt worden. Nachhero kam Sr. K. Majt. selber im Monath May (1797) nach Mitau, waren sehr gnädig gegen Klopmann, sagten ihm auf dem Ball, den der Monarch auf dem Schloß geben ließ: *Vous êtes bien gai aujourd'hui. Vous dansez beaucoup.* Bey Tafel sagte Paul: *Vous êtes bien à présent dans votre ancienne place,* da Klopmann die Suppe vis-à-vis servirte und sie ihm präsentirte; allein Klopmann wollte nicht in dieses gnädige Anerbiethen greifen und sagte sich tief verbeugend: Ich habe 33 Jahre gedient und bin alt und kränklich und öfters vom Podagra incommodirt. Beym Caffeeherumgeben trat Paul zu Klopmann und sagte: *Vous êtes encore jeune et fraix,* worauf er erwiederte: *J'en ai l'air, mais je me sens trop souvent incommodé de la goûte.*

Er blieb also in Curland, wo er in einem kleinen Zirkel seiner Freunde und seiner Bibliothek den Rest seines noch übrigen Lebens zuzubringen entschlossen ist.

---

angeführten kommt noch eine auf Alexanders I. Anwesenheit in Mitau 1802 geprägte hinzu.

<sup>1</sup> 29. August 1795.

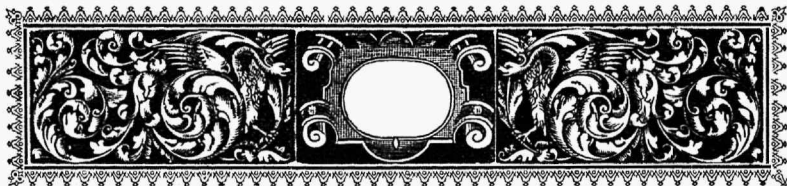
Klopmann starb unermählt am 21. Januar 1804 zu Mitau. Zum Universalerben hatte er seinen Adoptivsohn Wilhelm Wildemann eingesetzt.

Außer den schon angeführten lateinischen Staatschriften und einigen handschriftlich erhaltenen kleineren Arbeiten hat Klopmann eine Geschichte der Herzogthümer Kurland und Semgallen in französischer Sprache hinterlassen, die bisher nicht veröffentlicht worden ist. Dem gründlichen Kenner der kurländischen Geschichte und Literatur, Joh. Fried. v. Recke, ist sie nicht unbekannt geblieben, wie seine genaue Anführung im Schriftstellerlexikon zeigt, seitdem aber war die Handschrift völlig verschollen. Nach mehrjährigen Nachforschungen gelang es dem Unterzeichneten endlich festzustellen, daß sich das gesuchte Manuscript im Besitz des Grafen Medem-Elley befindet, und durch die liebenswürdige Vermittelung Sr. Excellenz des Herrn Generals Baron A. v. Offenberg wurde ihm die Benutzung derselben ermöglicht. Die Handschrift, ein Folioband von 278 Seiten, führt den Titel: «Histoire generale de Courlande et de Semigalle, qui s'étend non seulement jusqu'à la mort de S. A. S. le Duc Ernest Jean de Biron, ci-devant Régent de l'Empire de toutes les Russies, mais encore aux premières années du regne de son fils, S. A. S. Mgr. le Duc Pierre. Klopmann, der in alle Geheimnisse des fürstlichen Hauses eingeweiht war, alle politischen Verhältnisse Kurlands kannte und leichten Zugang zum herzoglichen Archiv hatte, war zum Geschichtsschreiber der Bironischen Zeit vorzüglich befähigt. Nimmt man aber von seinem Geschichtswerk genauere Einsicht, so wird man vom Inhalte desselben stark enttäuscht. Es ist nicht eine aus voller Kenntniß und mit Freimuth zur Belehrung der Nachwelt verfaßte Zeitgeschichte, sondern eine zur Veröffentlichung bestimmte Geschichte Kurlands und Semgallens von der Urzeit bis zum Jahre 1780. Klopmann hat bei seinem Werke vor Allem auswärtige Leser, die Kurland nur wenig kennen, im Auge. Viele, bemerkt er in der Einleitung, sprechen von Kurland, aber man kennt weder seine Geschichte und Verfassung, noch seinen Ursprung, noch seine angesehenen Ritterschaft. Dieser Unkenntniß will er nun durch seine Geschichte abhelfen. Sie ist in vier Bücher getheilt, von denen das erste mit dem Jahre 836 nach der Sündfluth (!) beginnt und die Geschichte des Ordensstaates bis 1561 behandelt; dieser Theil strotzt von Fabeln und Fehlern und ist völlig werthlos. Der zweite Theil, der den Zeitraum von 1561—1737 umfaßt, schildert recht eingehend die Kriegereignisse und Schicksale Livlands bis 1710 und giebt von der Geschichte Kurlands während dieser Periode nur eine ganz kurze Uebersicht. Auch dieser Theil ist ohne besonderen Werth. Das dritte Buch, welches die Regierungszeit und die Schicksale Ernst Johann Biron's behandelt und mit einem kurzen Bericht über das erste Jahrzehnt der Regierung Herzog Peters schließt, ist fast so

umfangreich, wie beide früheren Theile zusammen und bildet den eigentlichen Kern des ganzen Werkes. Klopmann ist ein enthusiastischer Bewunderer Birons, dessen Genie, Größe und glänzende Eigenschaften er nicht genug zu preisen vermag. Er nennt ihn «immortel héros», «ce guide profond de l'art de gouverner», «prodige de notre siècle», «ce model de prudence», ja einmal «cette admiration de l'univers». In diesem verherrlichenden Tone ist die ganze Darstellung der Regierung Ernst Johannis gehalten, und der gewandte Hofmann zeigt sich besonders in der Kunst, mit der er alles für seinen Helden Ungünstige verschweigt und über Unbequemes rasch hinweggeht. Obgleich also hier mehr der Lobredner als der Historiker das Wort führt, so enthält dieser Theil doch viele für die Geschichte Kurlands wie für das Leben Birons bemerkenswerthe Mittheilungen; in diesem dritten Buche liegt der eigentliche Werth des ganzen Werkes. Das vierte Buch giebt eine Uebersicht über die geographische Lage, die natürliche Beschaffenheit, die politische Eintheilung, sowie die Regierungsform des Herzogthums Kurland und des Stiftes Pilten; auch dieser Abschnitt enthält manche nicht uninteressante Notizen. Entspricht sonach Klopmanns *Histoire de Courlande* nicht völlig den Erwartungen, welche man in Anbetracht der Stellung ihres Verfassers hegen konnte, so ist ihre Wiederauffindung doch immerhin ein Gewinn für die Geschichte Kurlands im 18. Jahrhundert. Verfaßt ist sie, wie sich aus dem Inhalt ergibt, um das Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Nach der Einverleibung Kurlands in Rußland, unter der Regierung Kaiser Pauls I., hat Klopmann zum Zwecke der Veröffentlichung seiner Arbeit die Handschrift einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen, bei der Vieles abgeschwächt und gerade manche interessante Einzelheiten gestrichen wurden. Es ist daher nicht zu bedauern, daß die Herausgabe schließlich doch unterblieben ist. Klopmanns *Histoire de Courlande* ist einer und wohl der letzte der zahlreichen Versuche, welche im 18. Jahrhundert von Einheimischen gemacht worden sind, eine Geschichte Kurlands zu schreiben; sie haben sämmtlich das Schicksal gehabt ungedruckt zu bleiben. Während man so im Lande selbst nicht zum Ziel gelangte, haben dann zwei auswärtige Gelehrte bald nach einander in einer für die damalige Zeit und die Beschränktheit ihrer Hilfsmittel ganz anerkennenswerthen Weise die Aufgabe, eine Geschichte des Herzogthums Kurland zu liefern, gelöst: D. E. Wagner und besonders L. Gebhardi, dessen Werk auch heute noch unentbehrlich ist.

H. D i e d e r i c h s.





(Nachdruck verboten.)

## M i s c e l l e n .

### M o n d s c h e i n .

Aus dem Französischen des Guy de Maupassant.

Mit Recht und Fug trug er seinen kriegerischen Namen, der Abbé Marignan, jener hagere, glaubenseifrige Hohepriester mit der stets erregbaren, aber rechtschaffenen Seele. Die Satzungen der Lehre standen ihm unerschütterlich fest, für ihn gab es keinerlei Schwankungen. Seinen Gott glaubte er ganz und gar zu erkennen, bis auf dessen Pläne, Wünsche und Gedanken.

Oft, wenn er mit großen Schritten in den Laubgängen seiner kleinen Landpfarre auf und ab ging, ward in seinem Inneren die Frage laut: „Warum hat Gott das gethan?“ Dann ging er der Sache auf den Grund, versetzte sich in Gedanken an die Stelle Gottes und fand fast immer den rechten Schlüssel. Niemals hätte er, selbst in Augenblicken frommster Demuth ausrufen mögen: „O Herr, Deine Wege sind unerforschlich!“ Er sagte sich vielmehr: Ich bin ein Diener Gottes, als solcher muß ich die Beweggründe seines Thuns und Lassens erkennen — wenn nicht — sie ahnen und errathen.

Die ganze Schöpfung schien ihm ein Meisterstück bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit. Das „Warum und Weil“ deckte sich überall durchaus. Es gab eine Morgenröthe, um freudig erwachen zu können, der Tag war geschaffen, damit die Ernte reife, der Regen, um das Land zu besuchten, die Abende, um sich auf den Schlummer vorzubereiten, die Nächte endlich — um zu schlafen.

Die vier Jahreszeiten entsprechen völlig den Bedürfnissen der Landwirtschaft. Und niemals hätte in unserem Priester auch nur der Verdacht



aufsteigen können, die Natur habe keine bestimmten Ziele vor Augen, alles Leben sei vielmehr den unerbittlichen Gesetzen der Zeit, der Witterung und Materie unterworfen. Nur die Frauen waren ihm zuwider. Er verachtete sie aus angeborenem Gefühl. Oft wiederholte er die Worte Christi: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“ und dann fügte er hinzu: „Man muß fast glauben, Gott selbst sei mit diesem seinem Werke unzufrieden gewesen.“ Die Frau war ihm, wie jener Dichter sagt, das zwölffach unreine Wesen, ein Wesen, das schwach war, gefahrbringend und in geheimnißvoller Weise beunruhigend wirkte. Mehr noch als ihren sündhaften Leib haßte er ihre liebende Seele.

Oft hatte er sich solchen zärtlichen Regungen gegenüber gesehen, und so stichfest er sich fühlte, hatte ihn doch immer jenes Liebessehnen ergrimmt, das die Frauen allezeit durchbebt.

Nach seiner Meinung hatte Gott das Weib nur geschaffen, um den Mann zu versuchen und ihn zu erproben. Einer Frau sollte man sich nur mit der ausgefuchtesten Vorsicht nahen, beständig auf der Hut sein, nicht in eine Falle zu gerathen. Gleich sie doch selbst nur zu sehr einer solchen Falle — mit ihren stets offenen Armen und halb geöffneten Lippen.

Nachsicht übte er nur gegen die geistlichen Schwestern, denen schon das Gelübde jeden Angriff untersagte, aber auch ihnen gegenüber war er kurz angebunden, weil er immer auf dem tiefsten Grunde ihrer herabgestimmten und demüthigen Herzen jenes unauslöschliche innige Empfinden pulsiren fühlte, das sogar ihn, den Priester, nicht unbehelligt ließ.

Ihre Blicke waren feuchter, schwärmerischer, als die der Mönche. In ihre Ekstasen mischte sich etwas Geschlechtliches, ja selbst ihre Hingabe an Christus mißfiel ihm, weil auch hier die Liebe des Weibes, die irdische Liebe durchschimmerte, — jene verwünschte Zärtlichkeit des Herzens, die sich in Allem kund that: in der Art zu gehorchen, im schmelzenden Ton der Stimme, in den gesenkten Blicken, ja selbst in den entsagungsvollen Thränen, die sein rückwärtsloser Tadel heraufbeschwor.

Und er schüttelte sein Gewand, wenn er aus dem Kloster trat, und verdoppelte seine Schritte, als wäre er einer Gefahr entronnen.

Der Abbé hatte eine Nichte, die mit ihrer Mutter in einem kleinen benachbarten Hause wohnte. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine barmherzige Schwester aus ihr zu machen.

Sie war ein niedliches, unbefonnenes und übermüthiges Ding. Nahm er sie ins Gebet — so lachte sie, und ward er dann ärgerlich, so umschlang sie ihn stürmisch und preßte ihn an ihr Herz; dann suchte er sich unwillkürlich ihren Armen zu entwinden, und doch ließ ihn jenes Vatergefühl, das in jedem Manne schlummert, für Augenblicke eine süße Freude empfinden.

Oft, wenn er mit ihr durchs Feld strich, sprach er zu ihr von Gott, von seinem Gott. Sie hörte kaum hin, sah zum Himmel auf, oder es schweifte ihr Blick auf Kräuter und Blumen mit einer Lebenslust, die sich deutlich in ihren Augen spiegelte. Dann sprang sie bisweilen davon, um eine Kibelle zu erhaschen, und kehrte mit dem Ruf zurück: „Sieh doch nur, Dunkel, wie reizend — zum Küssen!“ — Und diese Sucht zu küssen — herumschwärmende Insecten — blühenden Flieder — gleichviel — prickelte, beunruhigte, erregte unseren Priester, der auch hier wieder jenem zärtlichen Fühlen begegnete, das immer und ewig im Herzen der Frauen aufkeimt.

Eines Tages machte die Frau des Küsters, die dem Abbé Marignan die Wirthschaft führte, diesem mit aller Vorsicht die Mittheilung, seine Nichte habe einen Liebhaber.

Ihn erfasste eine unbefchreibliche Erregung, und athemlos saß er da, das ganze Gesicht eingeseift, da er gerade dabei war, sich zu rasiren.

Als er zu sich kam und wieder sprechen konnte, rief er: „Es ist nicht wahr, Melanie, Sie lügen!“ Die Bäuerin betheuerte, die Hand auf dem Herzen: „Möge der Herrgott mich strafen, wenn ich lüge, Herr Pfarrer! Ich versichere Sie, alle Abend, sobald ihre Schwester sich zu Bett legt, geht das Fräulein aus. Am Ufer des Baches treffen sie sich. Sie brauchen ja bloß einmal zwischen 10 und 12 Uhr hinzugehen.“

Der Abbé hörte auf, sich das Kinn zu schaben und begann hastig auf und ab zu gehen, wie er das zu thun pflegte, wenn ihm ernste Gedanken kamen. Als er fortfuhr sich zu rasiren, schnitt er sich dreimal ein — von der Nase bis zum Ohr.

Den ganzen Tag über war er stumm. Es kochte in ihm vor Unwillen und Aerger. Zu der Wuth, die er als Priester gegen dieses unbefiegbare Liebesgefühl empfand, gesellte sich die Entrüstung des Pflegevaters, Vormundes und Seelenfreundes, der sich angeführt sah, genarrt und betrogen von einem Kinde. Es überkam ihn jenes egoistische Gefühl der Beklemmung, das Eltern empfinden, wenn ihnen die Tochter mittheilt, sie habe sich auf ihren eigenen Kopf hin verlobt, ohne Vater und Mutter viel zu fragen.

Nach dem Mittagessen versuchte er ein wenig zu lesen. Es wollte nicht recht damit gehen — er erregte sich immer mehr und mehr.

Als es 10 Uhr schlug, griff er nach seinem Stocke, einem mächtigen Eichenstocke, dessen er sich auf nächtlichen Gängen bei seinen Krankenbesuchen bediente. Mit Wohlgefallen ruhte sein Blick auf dem unförmlichen Knüttel, den er mit kräftiger Faust wie einen Mühlensflügel über sich kreisen ließ. Darauf holte er plötzlich weit aus und schlug zähneknirschend auf einen Stuhl los, dessen Lehne berstend zu Boden fiel.

Als er die Thür öffnete, um hinauszugehen, blieb er auf der Schwelle

wie angewurzelt stehen, überrascht von dem eigenthümlichen Glanz des Mondes, den er kaum je so hell hatte leuchten sehen.

Mit einer erregbaren Seele begabt, gleich den alten Kirchenvätern, jenen poetischen Träumern, fühlte er sich plötzlich verwirrt, durchschauert von der großartigen, strahlenden Schöne der bleich schimmernden Nacht. In seinem kleinen Garten, ganz von lichtem Silber übergossen, warfen die in langer Reihe gepflanzten Obstbäume den Schatten ihrer spärlich belaubten schlanken Aeste auf den Baumgang, während den Blüthen der riesenhaften, hoch aufstrebenden Geisblattstauden, die längs der Wand des Hauses hin-kletterten, ein entzückender Hauch entströmte, als athmeten sie ihre duftende Seele in die laue Sommernacht hinaus.

Wie Trinker den Wein, sog er in vollen langen Zügen die köstliche Luft ein und bewegte sich langsamen Schrittes weiter fort, geblendet, bezaubert. Kaum dachte er mehr an seine Nichte.

Als er ins Freie trat, machte er Halt und versenkte sich in den Anblick der von einschmeichelnder Helle überwogten Umgebung, die ganz in jenen süßen, bestrickenden Zauber mondschimmernder Nächte getaucht schien.

Die Unken stießen alle Augenblick ihren kurzen, metallischen Ruf aus, übertönt von den betäubenden Liedern ferner Nachtigallen, jenem weichen verlorenen Schluchzen, das die Welt in gedankenferne Träume wiegt und die Sehnsucht wachruft nach mondscheintrunkenen Küssen.

Müden Herzens, ohne den Grund dafür zu erkennen, verfolgte der Abbé seinen Weg. Er fühlte sich ermattet, erschlafft und hätte sich am liebsten niedergesetzt, um nachzusinnen und Gott in seinen Werken zu bewundern.

Im Thale schlängelte sich längs den Ufern des Baches eine lange Reihe von Pappeln hin. Ein feiner weißer Nebel, den die Strahlen des Mondes durchschnitten und in leuchtendes Silber tauchten, lagerte über allen Triften und umhüllte die Windungen des Flusses wie mit einem leichten, durchsichtigen Flaum.

Nochmals blieb der Abbé stehen, bis auf den Grund der Seele von einer immer wachsenden, unwiderstehlichen Rührung übermannt.

Und ein Zweifel, eine unerklärliche Unruhe beschlich ihn und rief jene Fragen in ihm wach, die er sich zuweilen stellte.

Warum hat Gott das Alles geschaffen? Wenn die Nacht doch dem Schlummer geweiht ist, der Ruhe, dem Vergessen, warum ward sie mit reicherm Zauber geschmückt, als der Tag, lieblicher als Morgen und Abend? Warum muß dieses blasse, entzückende Gestirn der Nacht alles Dunkel erhellen, warum erscheint es weisevoller als die Sonne, dazu auserlesen, alle zarten geheimnißvollen Dinge der Welt, die das grelle Licht des Tages scheuen, mit weicherem schonenderem Glanze zu unleuchten?

Warum kann der Meister der kleinen Sängerschaar nicht mit den übrigen Vögeln schweigen und muß im Schatten der Nacht sein Lied ertönen lassen? Warum lagert ein duftiger Schleier über der Welt? Woher diese Schauer des Herzens, diese Erregung der Seele, diese Erschlaffung der Glieder? Wozu dieser Aufwand verführerischer Reize, den die Menschen nicht sehen, da sie in ihren Betten schlafen? Für wen dieses ganze erhabene Schauspiel, all diese Fülle von Schönheit, die der Himmel über die Erde schüttet?

Er stand vor einem Räthsel.

Und siehe da — dort unten am Wiesenrain, überwölkt von den in leuchtenden Nebel gehüllten Bäumen, tauchen zwei Gestalten auf, die neben einander hergehen.

Der Mann, die Geliebte überragend, schlingt den Arm um sie und küßt sie von Zeit zu Zeit auf die Stirn. — Mit einem Schlage belebt ihr Bild die Landschaft, die von Gott eigens dazu geschaffen scheint, sie würdig zu umrahmen. Um ihretwillen ist die Nacht so still und schweigsam — und er und sie — zu einem einzigen Wesen scheinen sie zusammenzuschmelzen. So reden sie eine beredte Sprache, sie sind die greifbare Antwort des Herrn und Meisters auf die an ihn gerichtete Frage.

Hochaufgerichtet stand unser Priester da, verwirrt, mit klopfendem Herzen. Er glaubte ein Bild der heiligen Geschichte vor sich zu sehen, die Liebescene der Ruth und des Boas, die Verkörperung eines Gottgedankens in jenen großen Zügen, wie sie den Erzählungen der heiligen Schrift eigen sind. Es klang in ihm wieder von Versen aus dem Hohenliede, und ihn durchschauerte die ganze Jubrunst und Sinnengluth jener sehnsuchtheißen Dichtung.

Der Gedanke stieg in ihm auf: vielleicht schuf Gott die Nacht, um die Liebe des Mannes zum Weibe zu verklären?! Und schen wick er zurück vor diesem Paar, das zärtlich verschlungen luftwandelte. Freilich war es seine Nichte, aber es packte ihn eine Angst, als stände er im Begriff, dem Himmel zu widerstreben. Heiligte denn nicht Gott selbst die irdische Liebe, da er sie so augenfällig mit überirdischem Glanze umwob?

Und bestürzt, fast beschämt eilte er davon, als wäre er in einen Tempel gedrungen, dessen geweihte Stufen zu betreten ihm ewig ver sagt war.

—t.

Herausgeber: Arnold v. Tiedeböhl.

Für die Redaction verantwortlich:  
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 30-го Января 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Berichtigung:

Heft 1. Seite 59 Zeile 8 v. o. lies um statt im.

№ 893  
Baltische



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

- Kaisers von Russland,
- Kaisers von Deutschland,
- Kaisers von Oesterreich,
- Königs von Dänemark,
- Königs von Bayern.

**C. M. SCHRÖDER.**  
 Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.  
 Gegründet 1818.

**Flügel**

von 550 Rbl. an.

**Pianos**

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen gratis und franco.

**St. Petersburg, Newsky 52.**